

Biblioteka

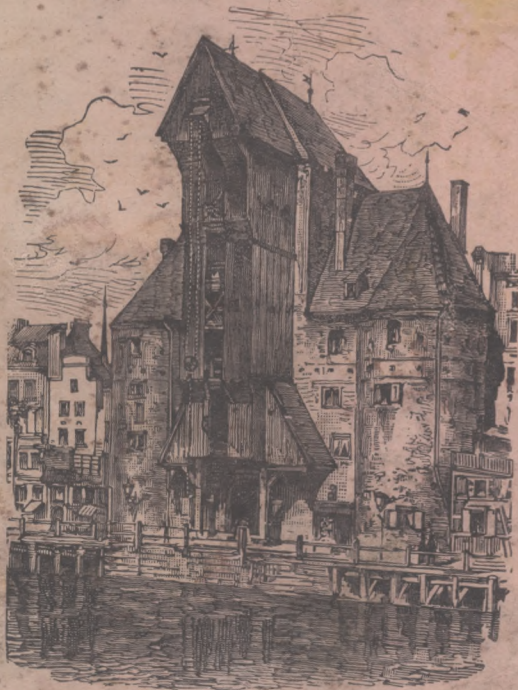
U. M. K.

Toruń

47675

Die Franzosen in Danzig

Eine Erzählung aus der Leidenszeit vor
hundert Jahren von Walther Domansky



Erzählungen aus der Ostmark

Band 8

Herausgegeben von E. Mahlau

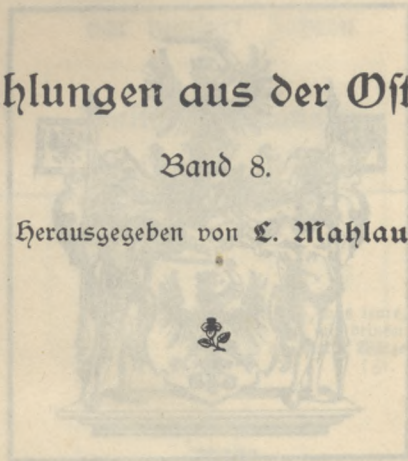
Winfold 10. Trovono.

Die Franzosen in Danzig.

Erzählungen aus der Ostmark.

Band 8.

Herausgegeben von C. Mahlau.



Danzig:
Verlag und Druck von G. W. Schulze, G. B. S. S.
1912.



Die Franzosen in Danzig.

Eine Erzählung aus der Leidenszeit
vor hundert Jahren

von

Walthar Domansky.

Mit fünf Abbildungen.

Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.
(Fr. v. Schiller.)



Danzig.

Berlag und Druck von A. W. Kafemann, G. m. b. H.

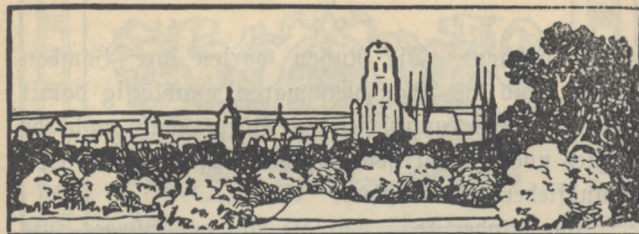
1912.

Die Franzosen in Danzig.

47075

Eine Erzählung aus der Lebenszeit

II



Zur Einführung.

Hundert Jahre sind verflossen, seit Preußen und Deutschland sich anschickte, die Fremdherrschaft der gallischen Eroberer abzuschütteln. Das Jahr 1812 kann man als das Morgenrot der deutschen Freiheit bezeichnen. Gewiß ist, daß jeder deutsche Gau unter der Willkürherrschaft des stolzen Korsen von 1807 bis 1813 litt; was aber Westpreußen und besonders Danzig auszustehen hatte, ist kaum zu beschreiben.

Unser Landsmann Johannes Trojan schildert die sieben Leidensjahre unserer Heimat in den düstersten Farben. Über die zweite Belagerung Danzigs durch die Russen von 1813 bis 1814 schreibt er: „Über Danzig brachte die Belagerung namenlose Leiden. Wohl selten hat die Bürgerschaft einer Stadt zwischen zwei Heeren sich in schlimmerer Lage befunden. Russen waren die Angreifer und zugleich die Freunde; Verteidiger, aber auch Feinde zugleich, die Franzosen. Von keiner der beiden Seiten wurde die

Stadt geschont. Die Russen warfen ihre Bomben hinein, und die Franzosen waren unablässig damit beschäftigt, der unglückseligen Bürgerschaft auch ihr Letztes noch abzupressen. In den Lazaretten wütheten Wundfieber und Typhus.

Im Oktober 1813 war die Not der Bürger aufs höchste gestiegen. Damals kostete ein Scheffel Weizen 45 Taler und ein Scheffel Weizenkleie 12 Taler. Es wurde auch noch zum Brotpacken Roggenkleie zu 14 Talern und Leinsamen zu 6 Talern der Scheffel verkauft. Ein Pfund Kaffee kostete 7 Taler, ein Pferdekopf zwei Taler und eine Zwiebel acht gute Groschen."

In die Zeit dieser Belagerung versetzt uns die vorliegende Erzählung, welche der Herr Verfasser Walthar Domanzky dem Herausgeber der „Erzählungen aus der Ostmark“ in liebenswürdigster Weise zur Verfügung stellte, wofür ihm noch an dieser Stelle herzlichst gedankt sei. An der Not der engeren und engsten Heimat lernt der Leser hier die Leiden und Drangsale kennen, unter denen das große deutsche Vaterland schmachete.

Als schlichte Gabe bieten zur Jahrhundertfeier der Befreiung Deutschlands von französischem Joch der Verfasser, Herausgeber und Verlag dieses Bändchen der deutschen Lesewelt. Möge es freundliche Aufnahme finden und Liebe zur Heimat in die Herzen von jung und alt pflanzen.

L. M.



I.

Die Franzosen, ja, ja, die Franzosen!" In den Augen der Frau, welche diese Worte sprach, blitzte es wie von sprühenden Feuerfunken. Sie hatte aber auch alle Ursache dazu, die Frau Juliane Frank. Aus der Mark Brandenburg gebürtig und gut preußisch gesinnt, hatte sie vor etlichen Jahren nach Danzig geheiratet, als der Franzose noch nicht in der alten Hansestadt lag. Und dann waren — Gott sei es geklagt! — die sieben Leidensjahre gekommen von anno 1807 bis 1814. Was hatte Frau Juliane nicht alles in den Jahren ihres doch noch nicht so lang währenden Ehestandes erlebt! Ein Wunder, daß ihr Gesicht noch so jugendlich aussah, daß sich noch keine Silberfäden durch ihr volles, dunkles Haar zogen; denn das war genug jungen Leuten widerfahren, der Alten ganz zu geschweigen.

Natürlich hatte sich die Unterhaltung wieder um die Franzosen gedreht, unter deren Fremdherrschaft

das als „Freistaat“ hergestellte Danzig nun bald sieben Jahre schmachtete. Deshalb war die wackere Hausfrau auch in jenen zornigen Ausruf ausgebrochen.

An dem mäßig durchwärmten Kachelofen, dem man das Holz ungeachtet der strengen Kälte nur sparsam zumessen konnte, saß der alte, blinde Grewitz, Frau Julianens Vater. Der Greis wünschte sich gewiß weit hinweg aus der unglücklichen Stadt in seine märkische Heimat. Aber bei der Tochter war ihm das Plätzchen bereitet, und so mußte er denn alle die Leiden und Drangsale der Kriegszeit mitmachen. Er murmelte ebenfalls leise, nur noch mit einem Zusatz: „Die Franzosen, ja, ja, die nichtswürdigen Franzosen!“

Am Fenster der Wohnstube saß ein blasses, junges Mädchen und nähte eifrig. Ihm konnte man die schlimmen Zeiten erst recht am Gesicht ansehen, dem armen Lenchen Schneider, und der Blick ihrer großen, blauen Augen ging oft unruhig umher. Sie war aus dem Nachbarhause zum Besuch herübergekommen und hatte Bettzeug für die Hospitäler zu nähen; denn diese waren überfüllt mit Kranken. Herrschte doch nach der Aussage eines Militärarztes unter der fremdländischen Besatzung ein ansteckender Typhus, den eine Art Gemütskrankheit bei den lebhaften Franzosen, Spaniern und Italienern sehr verschlimmerte.

Man schrieb das Jahr 1813, für Danzig das schlimmste seiner Geschichte. Die Franzosen hatten

seit anno 1807 übel in der Stadt gehaust, und jetzt fragte es sich, ob sie sich würden gegen die anrückenden Russen und Preußen behaupten können.

Lenchen Schneider hatte die Befürchtung ausgesprochen, daß die Franzosen unüberwindlich sein und die Stadt noch ferner drangsalieren würden. Frau Juliane dagegen erklärte mit blitzenden Augen, die Verhaszten müßten die Stadt schneller räumen, als man glaubte.

Es war am Nachmittage des 14. Januar in der Dämmerstunde. Mit der vorrückenden Tageszeit nahm die Kälte zu, und der alte Grewitz kauerte sich fröstelnd am Ofen zusammen. Die Hausfrau sah es, und obwohl sie mit dem Brennholz äußerst sparsam umgehen mußte, warf sie doch noch ein neues Holzstück in das Feuer. Lenchen Schneider nahm ihr Weißzeug zusammen und legte die Hand über ihre schmerzenden Augen.

Plötzlich schreckten alle drei zusammen. Draußen krachte ein Schuß, und während das junge Mädchen sich angstvoll in die Mitte des Zimmers flüchtete, blickte Frau Juliane durch die halb zugefrorenen Fensterscheiben hinaus.

Vor ihrem Hause befand sich noch ein hölzerner „Beischlag“, eine Art offener Vorbau, in dem man zur Sommerzeit auf einer Bank sitzen konnte. Und auf der kleinen Treppe, die zu dem Beischlag emporführte, stand ein französischer Soldat. Der Kerl hatte sich den Standort gewählt, um nach den Krähen zu schießen, die auf einem hohen benachbarten Baume

saßen. Ob er damit den Einwohnern des Hauses zu nahe trat, kümmerte ihn wenig. Die Franzosen waren ja die Herren in der Stadt.

Die Hausfrau wollte kurz entschlossen den dreisten Fremdling von der Schwelle weisen. Aber Lenchen hielt sie angstvoll zurück; denn sie meinte, der Franzose würde nur noch fecker und zudringlicher werden. Auch der alte Grewitz mahnte mit zitternder Stimme zur Ruhe, und Frau Juliane ließ sich bereden, im Hause zu bleiben. Aber schwer fiel es der entschlossenen und tatkräftigen Frau. Sie mußte jetzt ohnehin oft genug die Hände in den Schoß legen und müßig zusehen, während sie früher rüstig zugegriffen hatte. Die Vorderstube, in der sie sich mit dem Vater und dem jungen Mädchen befand, war ehemals ein Kramladen gewesen. Aber die Zeiten waren für solch ein Geschäft vorüber. Handel und Gewerbe stockten ja längst in Danzig, und die einst so reiche Stadt war durch die unerhörten Gelderpressungen der Franzosen gänzlich verarmt.

Dafür stand ihr Ehemann, Herr Jean Frank, wie er sich nunmehr statt des ehrsamten Johann nannte, leider im Dienste der Franzosen und half ihnen als Zwischenhändler bei ihren Beitreibungen von Geld und Lebensmitteln. Es war ein ganz einträgliches Unternehmen, so daß die Familie des Herrn Jean Frank nicht bitteren Mangel zu leiden brauchte wie so viele andere Bürger. Aber die Hausfrau war trotzdem nicht damit einverstanden, daß ihr Mann sich in den Dienst der Franzosen gestellt

hatte. Ein Schatten ruhte seitdem auf ihrem ehelichen Verhältnis, obwohl Frau Juliane sich redlich bemühte, ihrem angetrauten Gatten die Liebe und Treue zu bewahren.

Heute war Frank mit den Franzosen über Land gezogen, um Vieh zu erbeuten. Die Russen standen zwar schon in der Nähe der Stadt und hatten ein Dorf angezündet, das in Flammen aufging. Aber vorläufig war die russische Heeresmacht zu schwach, um eine so starke Festung wie Danzig zu erobern. So begaben sich denn die Franzosen noch sorglos in das städtische Gebiet, suchten die Gehöfte der Landleute ab und schleppten fort, was sie an Vieh oder wertvoller Habe zusammenraffen konnten.

Schon lange hatte Frau Juliane ihren Mann erwartet, aber noch war er nicht heimgekehrt. Auf dem abseits gelegenen Karpfenseigen konnte man es nicht hören, wenn die Franzosen von ihren Streifzügen zurückkehrten. In den Straßen, die sie durchzogen, brüllte das Vieh, und ohne Lärmen und Zanken ging es bei der Verteilung auch nicht ab.

Endlich, als die Dämmerung schon hereingebrochen war und der Widerschein des abendlichen Himmels die gefrorenen Fenster Scheiben rötete, hörte man draußen auf dem Beischlag Tritte. Es wurde an der mit blanken Messingknöpfen gezierten Tür angepocht, und die Hausfrau ging in den kleinen Vorraum hinaus, um zu öffnen. Aber es waren z w e i Männer, die ihr entgegentraten. In dem einen erkannte sie sofort ihren Gatten. Der schien trotz der bösen Zei-

ten lustig und guter Dinge zu sein. Er faßte sogar seine Frau zärtlich an das Kinn und sagte:

„Da bring' ich Dir einen Gast, Juliane. Aber einen auf lange Zeit; denn er ist uns laut Quartierzettel als Einquartierung ins Haus geschickt. Doch treten wir in die Stube, damit Ihr Euch von Angesicht kennen lernt!“

Während dieser Worte waren die beiden Männer in die Stube gekommen, und die Hausfrau folgte ihnen, ohne ein Wort zu sagen. Sie hatte gleich eine Ahnung gehabt, die kluge Frau, und in dieser Ahnung hatte sie sich auch richtig nicht getäuscht. Es war ein Franzose, den ihr Mann als Einquartierung mitgebracht hatte.

„Nun, bietest Du unserm Gaste denn kein anderes Willkommen, als daß Du ein so finsternes Gesicht machst?“ versuchte der Hausherr mit seiner Frau zu scherzen. „Du siehst, er ist nun doch einmal da und wird natürlich auch dableiben.“

„Muß es sein?“ fragte Frau Juliane kurz mit zusammengepreßten Lippen.

Das war ganz die Art dieser Frau. Wenn es sein mußte, tat sie alles, was von ihr verlangt wurde, und dann war sie auch in allem und jedem pflichtgetreu.

Aber die Frage war andererseits wenig schmeichelhaft für den Franzosen. Doch der schien das durchaus nicht zu fühlen, sondern stellte sich mit verbindlichem Lächeln den Anwesenden und insbesondere der Hausfrau vor.

„Ich nenne mich Aimé Levrier“, sagte er in ziemlich fließendem Deutsch, das er sich bei seinem längeren Aufenthalt in Deutschland mochte angeeignet haben, „und ich bin Sergeant in der glorreichen Armee des Kaisers. Man hat mir in diesem Hause das Quartier angewiesen, da die Kasernen und Hospitäler überfüllt sind. Ich komme nämlich aus Rußland, meine Verehrtesten, wo ich den Winterfeldzug mitgemacht habe.“

Also aus Rußland kam auch dieser Aimé Levrier! Man hatte sie in der letzten Zeit ja kommen sehen, die traurigen Überreste der großen Armee, die von Napoleon dahin geführt worden war. Und wie solch ein trauriger Überrest sah der Monsieur Levrier ebenfalls aus. Das blasse, feingeschnittene Gesicht mit den dunklen Augen und dem zierlichen Schnurrärtchen war allerdings noch immer hübsch zu nennen. Aber die schlanke Gestalt hing nur noch so in der abgetragenen und phantastisch zusammengesetzten Uniform, die von den unsäglichen Mühseligkeiten des Rückzuges aus Rußland zeugte.

Der Sergeant der „glorreichen“ Armee schien sich trotz seines sicheren Auftretens gar nicht gesund zu fühlen und hätte vielleicht besser in ein Hospital gehört, als in das Haus des Herrn Jean Frank. Dieser schien jedoch durch die Anwesenheit seines „Gastes“ hochbeglückt zu sein und nötigte zum Plagnehmen.

„Da, setzen Sie sich!“ redete er den Franzosen an und wies auf die Ofenbank. „Sie müssen müde

genug sein von dem weiten Marsch durch Schnee und Eis!"

"Ich fühle mich noch so leidlich", erwiderte der Angeredete, während ein Zittern, das durch seinen Körper rieselte, seine Worte Lügen strafte. "Ein paar Tage in guter Pflege werden mich hoffentlich auskurieren." Damit ließ sich Mimé Levrier auf die Ofenbank nieder.

Sobald aber der alte Grewitz diese Nachbarschaft merkte, rückte er soweit wie möglich ab. Der Alte hätte den Franzosen am liebsten gemieden wie die Pest!

Ganz anders dagegen verhielt sich Lenchen Schneider. Das junge Ding richtete immer wieder verstohlene Blicke nach dem Fremdling, wobei jedesmal eine heiße Röthe ihr sonst so blaßes Antlitz bedeckte. Hatte der Franzose es ihr etwa schon angetan, nachdem sie ihn eben erst erblickte?

Die Hausfrau war mittlerweile in die Küche gegangen, um für die Männer ein warmes Getränk zu bereiten. Sie entschied sich für Glühwein; denn ein paar Flaschen Rotwein hatte ihr Mann neulich heimgebracht. Wahrscheinlich hatte er sie von den Franzosen für seine Dienste zugeteilt bekommen. Aber daran durfte Frau Juliane sich ja schon lange nicht mehr stoßen. Flugs machte sie sich an ihre Arbeit, und bald stand das dampfende Getränk auf dem Tische.

Der Franzose schlürfte behaglich den Glühwein und mußte auf Ermunterung des Hausherrn von

seinen Erlebnissen in Rußland erzählen. Frau Juliane hatte ein Licht angezündet, das einen nur schwachen Schimmer in dem Gemach verbreitete. Alle Anwesenden hingen trotz des Widerwillens, der sich bei einigen von ihnen geltend machte, an dem Munde des Sergeanten, der recht anschaulich zu erzählen mußte.

Es waren graujige Bilder der Not und des Elends, die er von dem Rückzuge der Franzosen durch Rußlands Schneegefilde entrollte. Man mußte wirklich staunen, daß ein Mensch so etwas überstehen konnte.

Mimé war noch im besten Erzählen begriffen, als plötzlich die Thür aufgerissen wurde und zwei neue Ankömmlinge hereinstürmten.

"Laß mich zeigen, Onkel Wilhelm, laß mich zeigen!" bat das kleine Fritzchen, das einzige Kind der Frank'schen Eheleute, seinen älteren Begleiter. Und Onkel Wilhelm, ein Bruder der Frau Juliane, überließ dem Knaben bereitwillig den gewünschten Gegenstand.

Es war ein sogenannter Hampelmann, eine Figur, die mittels gezogener Fäden Arme und Beine bewegte und die tollsten Sprünge machte. Der Hampelmann stellte einen Franzosen vor, und Onkel Wilhelm, der ein geschickter Zeichner und Maler war, hatte die Figur selber angefertigt.

Onkel Wilhelm war trotz seines jugendlichen Alters sehr zu beklagen. Durch die Schrecken der Leidensjahre hatte sein Verstand gelitten, und sein

Benehmen war seit der Zeit ein abwechselndes. Bald gebärdete er sich übertrieben lustig, und dann wieder zeigte er große Angst und Unruhe. Augenblicklich war ersteres der Fall. Er versuchte, dieselben Sprünge zu machen wie der Hampelmann, und tanzte ausgelassen durch die Stube. Dabei bemerkte er den Fremden gar nicht.

Herr Jean Frank sprang bei dem tollen Spiel der beiden von seinem Stuhl auf. Er war entsetzt, daß solch ein Spott in Gegenwart seines französischen „Gastes“ geschah. Mußte man doch schon seit langer Zeit in Danzig nicht nur seine Zunge, sondern sogar seine Mienen wegen der Franzosen sorgfältig hüten, um nicht in allerlei Scherereien oder noch Schlimmeres zu geraten. Und nun dieses Schauspiel in seinem, des Franzosenfreundes, Hause! Ohne weiteres riß er seinem Söhnchen den Hampelmann aus der Hand, öffnete die Ofentür und warf die Figur auf die noch vorhandene Glut.

„Mein schöner Hampelmann!“ schrie das kleine Frizchen und schien nicht übel Lust zu haben, vor großem Herzeleid mit den Füßen zu strampeln.

„Ein gefährlich Spielzeug!“ grollte der Hausherr. „Du solltest Dich schämen, Wilhelm, dem Kinde so etwas in die Hand zu geben!“

Aber was für eine Veränderung war mit Onkel Wilhelm vorgegangen! Durch das Öffnen der Ofentür und das Verbrennen der Pappfigur war eine vermehrte Helligkeit in der Stube entstanden. Und in dem glutroten Schein hatte der Ire den Sergeanten

Levrier entdeckt. Bei diesem Anblick verzerrten sich die Züge des jungen Mannes. Während er den papiernen Franzosen verspottet hatte, ergriff ihn auf einmal eine entsetzliche Angst vor dem Lebendigen.

„O mein Gott, mein Gott!“ schrie er plötzlich auf und hielt die Hände vor das Gesicht, während sein ganzer Körper bebte. Dann versuchte er zu flüchten, und da er sich nicht bei dem Franzosen vorbei zur Tür getraute, kauerte er sich in dem entgegengesetzten Winkel des Gemaches nieder.

Die Anwesenden waren ratlos bei diesem plötzlichen Anfall des Verstorbenen. Die Hausfrau, deren ruhiges und besonnenes Auftreten sonst in allen Lagen etwas zuwege brachte, war ihrem Bruder gegenüber ebenfalls machtlos. Nur eine vermochte etwas über den Jüngling, das war Lenchen Schneider; denn Onkel Wilhelm hatte schon eine stille Zuneigung zu der bleichen Näherin gefaßt, ehe er von der schrecklichen Krankheit ergriffen wurde.

Frau Juliane flüsterte Lenchen ein paar Worte zu. Das junge Mädchen war zwar augenscheinlich etwas verwirrt, näherte sich aber doch dem Kranken, der noch immer in der Ecke kauerte. Leise strich sie mit ihren schlanken Händen dem Onkel Wilhelm über das blonde Lockenhaar, und richtig, der Ire schaute bald wie hilfselehend zu ihr empor.

Dann wurde er zusehends ruhiger und ließ sich endlich von Lenchen Schneider zur Tür hinausgeleiten. Die Hausfrau folgte den beiden, indem sie dem Franzosen einen zornfunkelnden Blick zuwarf.



II.

„Die Franzosen, ja, ja, die Franzosen!“

Gerade so wie Frau Juliane ließ auch noch ein anderer diesen Stoßseufzer vernehmen. Und das war Monsieur Rabot, der in einer armeligen Dachkammer hauste und sich bei Lenchens Mutter, der Witwe Schneider, in Kost und Pflege befand.

Das eben verzehrte Mittagsbrot mochte allerdings schmal genug gewesen sein. Aber der Bewohner des Stübchens war genügsam und verstand sich schon aufs — Hungern!

Dem alten Monsieur Rabot konnte man sogleich die französische Herkunft anmerken. Trotz seiner Jahre war er noch beweglich wie Quecksilber, und das von vielen Fältchen durchzogene, lederfarbene Gesicht zeigte fortwährend das lebhafteste Mienenspiel. Man sah ihm an, daß er ein Humorist war, wozu freilich seine dürstige Umgebung nicht passen wollte.

Aber er war auch ein Humorist, der mit Tränen im Auge lachen konnte. Unendlich Schweres hatte er durchgemacht; denn die Tage der Schreckensherrschaft während der französischen Revolution hatten ihn noch in Paris gesehen. Da er ein Anhänger der alten Ordnung war, hatte man ihn bald verdächtigt und schon für die Guillotine ausersehen. Aber es war ihm gelungen, aus Frankreich zu entfliehen, aus seinem schönen, sonnigen Frankreich. Von einem nordfranzösischen Hafen aus war er zu Schiff nach

Danzig gekommen, wo er sich als Sprachlehrer niederließ.

Allerdings, es gab dabei wenig zu verdienen. Bei der steigenden Erbitterung, die sich gegen Frankreich richtete, wollte sich nur selten jemand mit der Sprache des verhaßten Landes befassen. Und nun vollends, seitdem Danzig von den Franzosen besetzt war! Da mußte Monsieur Rabot sich schon dazu hergeben, seinen Landsleuten zu dienen, die er ebenso glühend haßte, wie die Bewohner der unglücklichen Stadt es taten. Er schrieb kleine Lustspiele in französischer Sprache und dichtete allerlei Lieder für die Feste, welche die Franzosen trotz des in der Stadt herrschenden Elends oft genug veranstalteten.

Auch zu dem heutigen Fastnachtstage hatte er eine übermütige Posse verfaßt, die von den französischen Offizieren und ihrem Anhang in Szene gesetzt werden sollte. Und das alles mußte der alte Rabot um des Erwerbes willen tun, sonst hätte er verhungern können.

Aber er selber hatte auch sein Spiel, woran er sich erfreute. Freilich, ein seltsames Spiel, wenn man ihm über die Schultern sah.

Dort saß er in seinem Dachstübchen an dem wurmstichigen Tisch, auf dem eine kleine, hölzerne Maschine aufgestellt war. Der Franzose hatte sich diese Maschine mühsam zurechtgeschnitzt. Es sollte nämlich eine Guillotine darstellen, und das war allerdings ein merkwürdiges Spielzeug für solch einen alten Knaben. Dazu lagen noch einige Puppen auf



dem Tisch, welche die Schreckensmänner der französischen Revolution vorstellen mußten, einen Marat, Danton, Robespierre und andere.

Und der Reihe nach ließ der Alte diese Schreckensmänner unter die Guillotine spazieren! Die Maschine wollte nicht recht funktionieren, und nur mühsam schlug sie den Puppen die Köpfe ab. Aber das erhöhte ja die Grausamkeit der Hinrichtung, und jedesmal wurden den Puppen die abgeschlagenen Köpfe wieder angeleimt.

So vergnügte sich Monsieur Rabot mit seinem Spiel, einen tödlichen Haß gegen seine frevelhaften Landsleute im Herzen nährend, obwohl er trotzdem sein schönes Frankreich über alles liebte.

Die Februarsonne schaute bereits recht mild und freundlich durch das einzige Fenster der Dachstube herein. Bei einem Bombardement waren etliche Fensterscheiben zersprungen und mit Papier und Zeugresten notdürftig verstopft. Der alte Rabot hielt es selten lange aus in dem kahlen Stübchen. Am liebsten stieg er zu der Witwe Schneider und deren Tochter hinunter, die eine Treppe tiefer wohnten.

Das tat er auch heute, nachdem er sich einen großen, bunt karierten Schal zum späteren Ausgehen um den Hals gewunden hatte. Mit diesem Kleidungsstück sah man ihn fast zu jeder Jahreszeit auf der Straße; denn er scheute die häufigen Winde, die sich in Danzig von allen Seiten ein Stellbischein geben.

Eine Treppe tiefer bei der Witwe Schneider sah es viel anheimelnder aus. Das kam daher, weil dort lediglich Frauen das Regiment führten, und dazu noch Frauen, die auf Sauberkeit strenge hielten. War doch die Witwe eine Wäscherin, und hatte sie doch alle Tage mit Seife und Wasser umzugehen. Freilich, ihre Stube mußte Lenchen in Ordnung halten, da Frau Schneider für gewöhnlich von morgens bis abends an der Waschbütte stand. Für das junge Mädchen war das Aufräumen der Wohnung eine gesunde Bewegung; denn sie mußte nach dieser Arbeit den lieben, langen Tag bei ihrer Näherei gebückt sitzen.

Natürlich hatten auch die beiden Frauen unter der Not der Zeit zu leiden. Die Witwe Schneider fand zwar Arbeit im Hospital. Aber das war ein unangenehmes Stück; denn in den Hospitälern lagen Kranke aller Art. Fanden sich doch gegen Ende des Monats Februar bereits 15 000 Kranke vor, während 2000 im Verlaufe dieses Monats starben. Doch was sollte die Waschfrau machen; ohne den ziemlich gut bemessenen Lohn hätte sie bei den teuren Zeiten nicht leben können.

Augenblicklich saß sie am Ofen und labte sich an einem Schälchen Kaffee, von dem der heiße Dampf noch emporstieg. Ihre Tochter saß wie gewöhnlich am Fenster und nähte, dieses Mal an zwei Fastnachtsanzügen, die noch am Abend in Gebrauch kommen sollten.

„Es ist nichts mit der jetzigen Zeit“, sagte Frau

Schneider zu dem eben eintretenden Rabot. „Früher hatte man doch noch seine Fastnachtsfladen. Aber das hört jetzt alles auf. Weiß der Himmel, wie es damit noch werden soll!“

„Nun, Mutter Schneider, die Fastnachtsfladen können wir noch zur Not entbehren“, meinte der alte Franzose, indem er sich auf einen Stuhl niederließ, von dem Lenchen eiligst ein paar Zeugstücke entfernt hatte.

„Das sagen Sie so!“ eiferte die Witwe. „Aber wenn der Mensch alles entbehren soll, schließlich rein alles, woran man sein Lebtag gewöhnt war, dann hört sich die Gemütlichkeit auf, und man weiß gar nicht mehr, wozu man auf der Welt ist.“

„Jedenfalls nicht, um Fastnachtsfladen zu essen“, beharrte ihr Gast. „Aber ich sehe, Mutter Schneider, wir beide sind wieder im besten Zuge.“

Die beiden alten Leute hatten nämlich stets Meinungsverschiedenheiten. Trotz alledem behielt die Waschfrau bei ihrer angeborenen Gutmütigkeit den galligen Franzosen im Quartier, obwohl er nur selten etwas zu zahlen vermochte. Sie hätte es nicht übers Herz bringen können, den hilflosen Mann, der nun schon seit einer Reihe von Jahren bei ihr wohnte, auf die Straße zu setzen. Aber zanken mußte sie sich mit ihm, wenigstens täglich einmal, und wenn es auch nur um Fastnachtsfladen war.

Desto besser verstand sich der alte Franzose mit dem stillen Lenchen. Er sorgte für das Mädchen wie ein Vater und hütete es wie seinen Augapfel. Denn

es war eine versuchungsreiche Zeit. Konnten doch die Eltern ihre Töchter nicht genug vor den Zudringlichkeiten der Franzosen hüten!

Der Alte betrachtete mit Mißtrauen die Fastnachtskleider, an deren Herstellung Lenchen arbeitete. Es waren zwei Anzüge aus weißer Leinwand, auf die Lenchens geschickte Finger allerlei Figuren aus bunten Zeuglappen nähten.

Monsieur Rabot schüttelte sein Haupt, so daß der Zopf, den er nach alter Gewohnheit trug, bedrohlich wackelte.

„Für wen sind die Anzüge, liebe Kleine?“ fragte er mit forschendem Blick.

„Der eine ist für Herrn Frank, der den heutigen Fastnachtsball mitmachen will“, erwiderte das junge Mädchen ausweichend.

„Natürlich ohne seine Frau“, sagte der Alte. „Die ist viel zu brav, um mit den Franzosen schön zu tun. O, die Sache erregt schon wieder meinen Zorn. Will das Volk, diese vermaledeiten Franzosen, heute abend noch tanzen trotz der schweren Zeit! Aber für wen ist denn der andere Anzug, Lenchen?“

„Den hat der Franzose bestellt, der bei Franks wohnt“, lautete die Antwort. „Wie heißt er doch? Ich kann die französischen Namen nur schwer behalten. Aimé Levrier heißt er, glaube ich.“

Lenchen hatte den Namen nur zu gut behalten. Sie hatte nie in ihrem Leben Französisch gelernt,

aber dieser Name prägte sich unauslöschlich ihrem Gedächtnis ein.

Und Monsieur Rabot?

Über dessen Antlitz zuckte es wie Wetterleuchten, als er den Namen hörte. Er äußerte zwar nichts, aber es mußte etwas Besonderes mit dem Namen sein. Als wenn ihn fröstelte, schlug er den langen Schal noch einmal um den Hals und sagte drohend:

„Hüte Dich vor den Franzosen, Kind! Ich sage Dir, hüte Dich vor ihnen! Ich kenne sie am besten, denn ich bin selbst einer. Aber ich meine es mit Dir herzlich gut.“

Damit stürmte er, ohne Abschied zu nehmen, hinaus.

Lenchen bückte sich noch tiefer über ihre Näharbeit, während sie von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick nach der Mutter warf. Doch die sagte nichts, sondern wollte augenscheinlich das Nachmittagsfründchen dazu benutzen, ein wenig einzunicken.

Eine Weile verging, und das junge Mädchen hatte den letzten Stich getan. Die beiden Fastnachtskleider lagen in ihrer bunten Aufdringlichkeit da, und die Näherin brauchte sie nur noch zu Frank's hinüberzutragen.

Leise erhob sie sich, um die Mutter, die wirklich eingeschlafen war, nicht zu wecken. Sie legte die beiden Anzüge zusammen und nahm sie über den Arm, wobei sie sich sorglich hütete, daß sie keins von den einzelnen Stücken verlor. Dann schlüpfte

sie zur Thür hinaus und die Treppe hinunter, bis sie auf die Straße gelangte. Die „Karpfenseigen“ genannte Straße war und ist noch heutigen Tages wenig belebt. Lenchen Schneider wurde durch nichts aufgehalten und war bald vor dem Frank'schen Hause angekommen. Dort betrat sie den Beischlag und klopfte an die Haustür, die Frau Juliane ihr öffnete. Die Hausfrau ging voran in die nebenliegende Stube, in der sich nur Onkel Wilhelm befand. Herr Jean Frank war ja in der letzten Zeit ohnehin nur selten zu Hause, sondern meistens in der Gesellschaft von Franzosen. Der alte Grewitz war auf seinem gewohnten Platze, nämlich auf der Ofenbank, nicht zu finden. Er lag vielmehr oben in seiner Stube im Bett, weil ihn so häufig froh, und das kleine Fritzchen mußte ihm Gesellschaft leisten, was dem lebhaften Knaben schwer genug fiel. Aber die Mutter hatte es so angeordnet, und ihre Wünsche wurden von dem Söhnlein pünktlich befolgt. Auch der irre Onkel Wilhelm stand unter der heilsamen Zucht seiner Schwester und ließ sich diese gefallen.

Sobald er Lenchen Schneider erblickte, die hinter Frau Juliane in das Zimmer trat, ging er mit freundlichem Lächeln auf sie zu. Er nahm ihr die Fastnachtskleider ab und betastete sie, indem er an den bunten Farben seine Freude äußerte.

„Ich bin noch zur rechten Zeit mit den Anzügen fertig geworden“, sagte das junge Mädchen zu der Hausfrau. „Eigentlich glaubte ich, die Arbeit nicht

bewältigen zu können. Aber nun ist noch lange hin bis zum heutigen Abend.“

Frau Juliane zog die Stirn in unmutige Falten.

„Mir kann der eitle Plunder nicht gefallen“, meinte sie. „Und wenn schon die Franzosen trotz unsers Elends zu Fastnacht tanzen, so schmerzt es mich doppelt, daß mein Mann dabei sein will.“

„Das kann ich mir vorstellen“, erwiderte Lenchen, obwohl der Blick ihrer Augen etwas ganz anderes besagte. Wie gerne hätte das arme Ding den Fastnachtsball mitgemacht am Arm des jungen Franzosen, des Herrn Aimé Lebrier. Aber so hatte sie sich die Finger wund genäht und mußte zu Hause bleiben.

Die Hausfrau nahm nun ebenfalls die Kleider in Augenschein und machte dabei eine auffallende Entdeckung. Der eine von den beiden Anzügen war nämlich über und über mit Herzen aus rotem Zeug benäht.

„Da ist ja ein ganz merkwürdiges Sinnbild gewählt“, meinte Frau Juliane, indem sie einen forschenden Blick auf die junge Näherin heftete.

Lenchen wurde feuerrot im Gesicht.

„Ich hatte gerade so viele rote Zeugreste“, stotterte sie. „Und die Figur von Herzen läßt sich so leicht ausschneiden. Doch ich muß eilen, damit die Mutter mich nicht vermißt. Sie war nämlich am Ofen ein wenig eingenickt und weiß nicht, wo ich geblieben bin.“

Damit empfahl sich Lenchen, und die Hausfrau sah ihr mit gemischten Empfindungen nach.

Sie war dem jungen Mädchen herzlich zugetan, das sie als Nachbarstochter schon seit einer Reihe von Jahren kannte. Und bis jetzt hatte sie Lenchen immer für eine sehr zurückhaltende Natur angesehen, die am allerwenigsten einem von den verhassten Franzosen ihre Neigung schenken würde. Ja, Frau Juliane hatte immer gehofft, daß ihr Bruder Wilhelm noch einmal zu klarem Verstand kommen könnte. Und dann sollten die beiden, Onkel Wilhelm und Lenchen Schneider, ein Paar werden! Aber nun schien die Näherin ihr Herz an den leichtfertigen Franzosen verloren zu haben. Es war aus allerlei kleinen Anzeichen deutlich erkennbar, und die kluge Frau erschrak darüber.

Vorläufig schien Lebrier freilich gar nicht Notiz zu nehmen von Lenchen Schneider. Er hatte im Gegenteil trotz der kurzen Zeit seines Aufenthaltes versucht, sich Frau Julianen selber zu nähern. Solches tat er auch, als er nunmehr unerwartet in das Zimmer trat.

Er hatte sich merkwürdig schnell erholt, dieser Herr Aimé Lebrier. Ein wenig blaß sah er zwar noch aus, aber das tat seinem hübschen Gesicht keinen Eintrag. Und wirklich schien er sich bereits recht wohl zu fühlen, wozu ohne Zweifel die gute Pflege in dem Frankischen Hause nicht wenig beigetragen hatte.

Mit jedem Blick näherte er sich der Hausfrau und sagte: „Guten Tag, Madame Julienne! Ich freue mich, Sie so frisch und munter zu sehen.“

Frau Juliane erwiderte den Gruß kühl und gemessen und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, dem neuen Hausgenossen zu zeigen, daß seine Gegenwart als höchst überflüssig angesehen wurde.

Der Franzose ließ sich jedoch dadurch in keiner Weise beirren, sondern sagte mit schmeichelnder Stimme:

„Es ist zwar recht schön von Herrn Frank, daß er mit mir auf den Fastnachtsball gehen will. Aber noch angenehmer würde es mir sein, wenn Sie mich an seiner Stelle begleiteten, Madame. Ein Anzug ist ja vorhanden, wie ich sehe. In meiner Heimat, in dem schönen Paris, würde so manche Dame kein Bedenken tragen, in einem solchen Anzug auf dem Ball zu erscheinen.“

Also soweit verstieg sich die Frechheit dieses Franzosen! Ihr zuzumuten, sich in Männerkleidung zu stecken! Eine solche Art von Zudringlichkeit sollte Frau Juliane sich gefallen lassen von dem französischen Gelbschnabel!

Im ersten Augenblick war die Hausfrau sprachlos vor Empörung. Wie hilflos schaute sie um sich, aber wer hätte ihr beigestanden? Bei ihrem Gatten, der ja auch gar nicht zugegen war, hatte sie sich längst daran gewöhnen müssen, daß er die Partei der Franzosen nahm. Und Onkel Wilhelm? Der lachte über das ganze Gesicht und hatte sich während

des Gesprächs der beiden bemüht, den einen Anzug über seine Kleider zu ziehen. Er fürchtete sich nicht mehr vor dem Franzosen. Im Gegenteil, er lief ihm sogar oftmals nach; denn Aimé Levrier verstand es meisterhaft, sich die Zuneigung von leichtgläubigen Leuten zu erwerben.

Frau Juliane stand einen Augenblick hoch aufgerichtet da und preßte die Hand auf das stürmisch klopfende Herz.

Dann aber mußte sie, was zu tun war. Mit raschem Griff erfaßte sie einen Besen, den sie vorhin zum Ausfegen der Stube nach der Mittagsmahlzeit benutzt hatte.

„Wollen Sie sich jetzt gefälligst hinausbemühen“, sagte sie mit vor Zorn bebender Stimme zu Levrier, „sonst — — fege ich Sie hinaus! Und mit Ihnen möchte ich alle Ihre sauberen Landsleute aus der Stadt und aus dem Lande fegen.“

Der Franzose verstand den deutlichen Wink und verließ die Stube. Aber der haßerfüllte Blick, den er Frau Julianen zuwarf, und das verzerrte Lächeln um seine Mundwinkel weisagten nichts Gutes.

III.

Sorgenvolle Gesichter!

Zwar das Schlimmste war nur eben erst überstanden, aber die Folgen ließen sich noch übel genug an. Es hatte nämlich in den letzten Tagen des Februar eine Überschwemmung gegeben, welche die

Karpfenseigen sowie die benachbarte Gegend vollständig unter Wasser setzte.

Die Ursache lag darin, daß der Eisgang eingetreten war. Dieser führte eine Stopfung zwischen dem Holm und Vegan herbei, wodurch das Wasser der Mottlau zu einer seltenen Höhe stieg. Nach 48 Stunden erfolgte ein Durchbruch der Fluten in das Werder hinein, und die aus ihren Häusern Vertriebenen konnten daran denken, sich in ihre Wohnungen zurückzuwagen. Das waren wiederum schwere Tage gewesen. Das Wasser war in die unteren Wohnräume gedrungen und hatte allerlei Schlamm dort zurückgelassen.

Auf dem Beischlage vor dem Frank'schen Hause spielte am Vormittag der kleine Frit, der an der großen Wasserflut sogar sein Vergnügen gehabt hatte. Immer wieder ließ er sich von Großvater Grewitz die Geschichte von der Sintflut erzählen, und am liebsten wäre er in eine Arche gezogen und darin auf dem Wasser umhergefahren.

Frit'schen war ein lebhaftes Kind und tummelte sich lustig in dem hellen Sonnenschein, der auf dem Hause lag. War es doch beinahe so, als ob Frau Sonne trocknen helfen wollte, nachdem hier eine außerordentlich große Wäsche stattgefunden hatte. Die armen Hausfrauen waren mit dieser Wäsche am wenigsten zufrieden; denn sie hatten die meiste Arbeit davon.

Frau Juliane setzte ebenfalls keine heitere Miene auf, während sie mit der Wittve Schneider im Haus-

raum und in der Bohnstube hantierte. Es galt aber auch, den Schrubber und den Wischlappen ordentlich zu gebrauchen; denn überall hatte der Schlamm seine Spuren zurückgelassen. An den Möbeln hatten die Frank'schen Eheleute keinen Schaden erlitten; denn das mußte man Herrn Jean Frank lassen, daß er ebenso umsichtig war wie seine Gattin. So hatte er denn beizeiten die Möbel nach oben geschafft, als das Wasser bedrohlich zu steigen begann.

Nur der Ofen schien gelitten zu haben und drohte mit dem Einsturz, wenn der Töpfer nicht bald zur Stelle war. Die beiden Frauen hüteten sich bei ihrer Arbeit denn auch sorglich, dem braven Gesellen irgendwie einen Stoß zu versetzen. Und das hatte der gute, alte Kachelofen ja auch nicht verdient. War er doch an so manchem kalten Wintertage ein so lieber Wärmespender gewesen.

Doch zu solchen wohlmeinenden Betrachtungen hatten die Frauen bei ihrem Schrubben und Scheuern keine Muße. Im Handumdrehen vergingen die Stunden, und bald war es wiederum Besperzeit, in der die Waschfrau ihr Schälchen Kaffee trotz der Teuerung nicht entbehren konnte. War der Kaffee doch vorhanden; denn Herr Jean Frank, der bei der Verteilung der Vorräte tätig war, sorgte auch für sein eigenes Haus, und die Franzosen hatten ihm das ausdrücklich erlaubt. So brauchte man sich in dem Frank'schen Hause immer noch nicht zu fürchten, obwohl die Preise der Lebensmittel ungeheuer stiegen.

Auf einmal erschien der kleine Fritz in dem Hausraum und rief mit seiner hellen Stimme der Mutter zu: „Der alte Franzose kommt!“

So nannte Fritzchen den guten Monsieur Rabot, der sich bereits auf dem Beischlag an einem ausgelegten Feiltuch die Füße abwischte.

Der Besucher entschuldigte sich höflich, daß er störe, was die Hausfrau jedoch nicht zugeben wollte; denn Monsieur Rabot und Frau Juliane waren stets gute Freunde gewesen. Nahm der alte Franzose doch besonderen Anteil an den Anstrengungen, die das geknechtete Preußen machte, um das Joch des verhassten Korsen abzuschütteln. Und das gewann ihm ganz und gar Frau Julianens Herz. Besonders seitdem der König von Preußen am 15. Februar erfolglos von den Franzosen die Räumung Danzigs und der Oderfestungen gefordert hatte, worauf dann die Kriegserklärung an Frankreich geschah, verfolgten beide mit fieberhafter Spannung die politischen Ereignisse.

Monsieur Rabot zog aus der Tasche seines abgetragenen Rockes ein Blatt hervor und sagte zu der Hausfrau:

„Da haben Sie etwas zu lesen, Madame! Es ist der Aufruf, den Ihr König unterm 3. Februar*) erlassen hat, und den ein guter Freund erst vor einigen Tagen von auswärts zugesandt erhielt. Ihr

*) Nicht zu verwechseln mit dem berühmten Aufruf vom 17. März 1813.

Vaterland ist in gefährvoller Lage, Madame, und jeder, der kann, hat die Pflicht, zu helfen.“

Weiter sagte der seltsame Kauz nichts! Dann sah er sich noch nach allen Seiten um, als ob er einen besonders suchte — war's etwa Herr Aimé Levrier? — und verließ mit geschäftiger Eile das Haus.

Frau Juliane hielt noch immer das Blatt in der Hand und blickte auf dasselbe herab. Dann hieß sie die Waschfrau in die Küche gehen und sich ihren Kaffee bereiten, während sie zu ihrem Vater in das oben gelegene Schlafgemach emporstieg.

Dieses lag nach der Straße zu und war ziemlich geräumig. Nebenan befand sich eine Kammer, die dem Monsieur Levrier zum Aufenthalt diente. Das Schlafzimmer der Frank'schen Eheleute lag auf demselben Flur nach hinten zu, und Onkel Wilhelm hauste oben unter dem Dach.

Als die Hausfrau die Treppe heraufgekommen war, hörte sie auf dem Boden ihren Bruder hantieren, der dort einen Taubenschlag hatte. Der Irre pfiß ganz fröhlich eine lustige Weise vor sich hin und zimmerte wahrscheinlich an einem neuen Nest, das er seinen Tauben bereitete.

Wenn Onkel Wilhelm seine fröhlichen Zeiten hatte, war er der glücklichste Mensch von der Welt und beinahe zu beneiden. Um so schlimmer aber war es, wenn er an seinen Angstfällen litt, die ihm oft, wie er sagte, das Herz aus dem Leibe preßten. Frau Juliane empfand herzliches Mitleid mit dem Kranken und duldete den armen Bruder nicht nur in

ihrer Nähe, sondern sie freute sich wirklich, für ihn sorgen zu können, da ihr alter, blinder Vater es ja doch nicht mehr vermochte. Dieser machte ihr übrigens auch Sorge, da er während der traurigen Zeiten doch merklich schwächer geworden war.

So öffnete sie denn auch nur leise die Stubentür, um zu sehen, ob der Großvater nicht wieder vor Schwäche eingeschlafen sein mochte. Doch nein, der alte Grewitz saß am Fenster, wobei er freilich wegen seines erloschenen Augenlichtes die Aussicht entbehren mußte. Die Tür nach der Kammer, in der Aimé Levier logierte, schloß nicht so recht. Aber die Hausfrau vermutete, daß der Franzose nicht anwesend wäre, da sich dort drinnen kein Geräusch vernehmen ließ.

„Guten Tag, Vater,“ sagte sie, „ich will Ihnen etwas vorlesen. Hören Sie doch einmal zu!“

Und nun setzte sie sich dem Alten gegenüber und las den Aufruf des Königs vor, in dem von der Not des Vaterlandes die Rede war. Einzelne Gerüchte von der Bewegung in Preußen waren ja schon zu den Ohren der Danziger gedrungen. Es war schon davon geredet, daß jenes Edelräulein, das zwei Brüder beim Heere hatte, der dritte Bruder zu sein wünschte, um das Vaterland zu retten. Man hatte von der edlen Opfertat der Ferdinande von Schmettau gehört, die sich ihr schönes Haar abschnitt und es an einen Patrioten verkaufte, der daraus Ringe usw. anfertigen ließ und aus dem Erlös vier freiwillige Jäger ausrüstete. Es wurde erzählt, daß jene arme

Tagelöhnerin in Schlesien ihr einziges Bettuch zerschnitten hatte, um daraus Verbandzeug für die Verwundeten herzustellen. Man wußte, daß viele ihre Schmucksachen und sogar ihre goldenen Trauringe an die Kriegskasse in Berlin sandten und dafür eiserne trugen mit der Aufschrift: „Gold gab ich für Eisen 1813.“ Herr Jean Frank hatte freilich nichts davon gehört oder nichts hören wollen, da es ihm wegen seiner Franzosenfreundlichkeit Gewissensbisse verursachte. Aber in dem Aufruf hatte seine Frau nun einmal den Rotzschrei schwarz auf weiß vor Augen, und das ging dem alten Grewitz und seiner Tochter, die gut preußisch gesinnt waren, durchs Herz.

Frau Juliane schwieg eine Weile, nachdem sie das Schriftstück vorgelesen hatte, und drehte gedankenvoll ihren goldenen Trauring am Finger. Der Ring war ihr ein wenig zu weit geworden, denn die Not der Zeit hatte auch an ihrem Körper ihre Wirkung ausgeübt. Und nun sagte sie plötzlich, als ob sie einen schweren Entschluß gefaßt hätte:

„Wie wär's, Vater, wenn ich für meine Person ebenfalls meinen Trauring nach Berlin schickte? Meinem Mann darf ich mit so etwas nicht kommen. Der ist ja kein Patriot.“

Ihre Lippen zuckten schmerzlich, als sie das sagte. Aber es war doch die Wahrheit, und der alte Grewitz widersprach ihr nicht.

„Du tust recht, meine Tochter, wenn Du dem bedrängten Vaterlande zu Hilfe kommst. Gott segne Dich dafür!“

War das nun eine Ermunterung, den Trauring fortzuschicken? Der Alte hatte so unbestimmt gesprochen, wie er es meistens zu tun pflegte. Aber Frau Juliane meinte herauszuhören, daß er ihren Entschluß billigte.

„Wohlan“, sagte sie, „was Du tust, das tue bald! Ich will den Ring sogleich einpacken.“

Bei diesen Worten zog sie den goldenen Reifen vom Finger und betrachtete ihn noch einmal, während es feucht in ihren Augen schimmerte. Dann aber bemeisterte sie kurz entschlossen ihre Rührung und legte den Ring auf den Tisch. Rasch erhob sie sich und trat an die altertümlich geschweifte Kommode, aus deren oberster Schublade sie das Nötige zum Schreiben hervorholte. Bald lag alles beisammen: der grobe, löschpapierartige Briefbogen, der Siegellack und das Achat-Petschaft, mit dem sie ihre Briefe zu siegeln pflegte. Den Ring wickelte sie in ein Stückchen Seidenpapier und fertigte mit festen Schriftzügen ein Begleitschreiben an. Dann faltete sie den Brief zusammen und schrieb darauf mit großen, etwas steifen Buchstaben: „An die Kriegskasse in Berlin.“

„Ist die Briefpost nach Berlin denn noch im Gange?“ fragte der alte Grewitz. „Die feindlichen Vorposten stehen doch in der Nähe der Stadt.“

„Die Verbindung mit Berlin ist noch offen“, erwiderte die Befragte. „Ich hoffe, daß der Brief etwa in einer Woche dort sein wird.“

Nachdem diese Worte gesprochen waren, verstummte sie plötzlich, denn die Kammertür ging auf, und der Sergeant Lebrier trat herein.

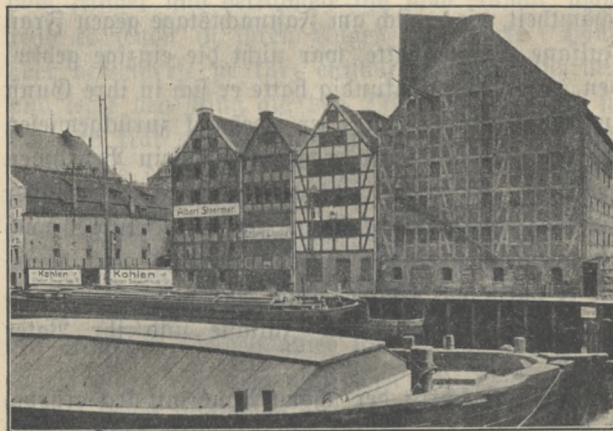
Also war der Franzose doch zu Hause gewesen! Offenbar hatte er gelauscht und das ganze Gespräch zwischen Vater und Tochter mit angehört. Davon zeugte auch der hämische Blick, den er auf den Brief warf. Lebrier grüßte die Hausfrau im Vorbeigehen kaum und den alten Grewitz gar nicht. Die Unverschämtheit, die er sich am Fastnachtstage gegen Frau Juliane erlaubt hatte, war nicht die einzige geblieben. Ziemlich offenkundig hatte er sich in ihre Gunst zu setzen gesucht, war aber jedesmal zurückgewiesen worden. Fortan hatte er allmählich sein Benehmen geändert. Er zeigte jetzt der Hausfrau gegenüber meistens eine spöttische Miene, die sein Betragen noch unangenehmer machte. Und so war es auch heute, als er durch das Zimmer ging. Mit gemischten Empfindungen blieben Frau Juliane und ihr Vater zurück.

Zunächst schritt der schöne Mimé mit keck erhobnem Haupte die Straße hinab. Man konnte nicht anders sagen, als daß er ein hübscher Soldat war. So mußte es auch jenes Mädchen meinen, das verstoßen auf die Straße hinabspähte und den Franzosen beobachtete.

Diesem entging solch ein Gebahren nicht so leicht. Er warf eine Rußhand zu dem Fenster hinauf, wonach der Mädchenkopf eiligst verschwand. Es war Lenchen Schneider, die der Franzose begrüßt hatte.

Levrier schlug den Weg nach der Speicherinsel ein, wo er den Speicher zum Elefanten aufsuchte. Dort wurden viele Vorräte für die Besatzung aufbewahrt, und Herr Jean Frank, der ja in französischem Solde stand, hatte als Kaufmann die Sache zu überwachen.

Der Franzose fand seinen Hauswirt allein in dem Speicher vor. Frank war mit dem Abwägen



Die Speicherinsel.

von Mehrlationen beschäftigt und streckte seinem nunmehrigen Hausgenossen die bestäubten Hände entgegen.

Mimé Levrier nahm die dargebotenen Hände jedoch nicht an, um sich nicht ebenfalls zu bepudern. Mit komischem Entsetzen hielt er sich von Herrn Frank fern und sagte abwehrend:

„Nicht doch! In dieser Situation würde selbst Ihre Frau Ihnen nicht die Hand reichen.“

„Das glaube ich denn doch“, versetzte der Kaufmann lachend. „Die bleibt mir treu, auch wenn ich für Euch Franzosen Mehl abwäge.“

„Und doch behaupte ich, daß sie Ihnen jetzt ihre Hände nicht reichen würde“, beharrte sein Gegenüber.

„Warum denn nicht?“ fragte Jean Frank verwundert, indem er auf die Worte des Franzosen aufmerksam wurde. „Warum sollte mir meine Frau nicht ihre Hände reichen?“

„Weil daran etwas fehlt, nämlich der Trauring“, erwiderte der Sergeant, indem sein Mund sich zu einem häßlichen Lächeln verzog.

Der Kaufmann erwiderte nichts, aber in seinem Herzen stieg ein finsterner Argwohn auf. Schweigend wog er wiederum das Mehl ab, während der Franzose aus der offenen Speicherluke auf die vorbeifließende Mottlau starrte.

IV.

Der April zeigte dieses Mal nach seiner gewöhnlichen Art ein recht launisches Gesicht. An dem Himmel zogen Regenwolken dahin und entluden sich von Zeit zu Zeit in tüchtigen Schauern.

Und gerade so trübe wie das Wetter war die Stimmung der unglücklichen Bewohner von Danzig. Die schweren Drangsale, welche die französische Besatzung mit sich brachte, mehrten sich von Tag zu Tag.

Heute schrieb man den 22. April, und das war ein schlimmer Tag in der Geschichte Danzigs. Von seiten der französischen Peiniger wurde ein Gewaltakt vorgenommen, wie er nicht seinesgleichen hatte. Es war nämlich eine „außerordentliche Kommission für die Verpflegung während der Belagerung“ eingesetzt worden, an deren Spitze der General d'Heudelet stand. Aber wie waltete diese ehrenwerte Kommission ihres Amtes! Sie ließ an dem oben genannten Tage die Häuser durchsuchen und alles vorgefundene Schlachtvieh aufzeichnen. Dabei wurde den Besitzern angekündigt, daß sie für die Erhaltung der Tiere verantwortlich wären und kein Stück Vieh ohne erbetene Genehmigung schlachten dürften. Um aber dieser grausamen Maßregel noch den Hohn hinzuzufügen, wurde das Futter weggenommen, womit die Bürger ihre Haustiere hätten ernähren können.

Und das alles bei der drückenden Hungersnot, die schon bisher in der Stadt herrschte. Kostete das Pfund Fleisch doch bereits einen halben Taler, das Pfund Butter das dreifache, während der Scheffel Erbsen mit 15 bis 20 Talern bezahlt wurde! Gingen doch wöchentlich mehr als 180 Einwohner der Stadt als Opfer des Mangels, des Grams und allerlei Seuchen zugrunde! Da war denn jene oben erwähnte Maßregel in der That eine äußerst grausame zu nennen. Daß auch noch sämtliche Weinvorräte in die Magazine abgeführt wurden, ließ sich noch am ehesten verschmerzen. So gingen die fran-

zösischen Bedrücker mit den armen, geplagten Danzigern um.

Die Kommission hatte übrigens gut gearbeitet. Der General d'Heudelet mochte zufrieden sein, wenn er die aufgestellten Listen sah, die trotz allem noch eine ansehnliche Zahl von Schlachttieren aufwiesen. Natürlich sollten die zuvörderst nur den Franzosen zugute kommen. Und die trefflichen Weine, die man in den Kellern der Danziger Kaufleute vorgefunden hatte, waren ebenfalls nicht zu verachten.

Noch einer war mit den Ergebnissen der Kommission zufrieden. Das war der Kaufmann Frank. Er war in hervorragender Weise bei der Fertigstellung der Listen beteiligt gewesen.

Mochten seine Danziger Mitbürger ihn noch so scheel ansehen. Vielleicht war es wohl gar nur Neid, was sie dazu veranlaßte! Denn sie mußten darben, während er seine Familie in der schweren Zeit leidlich ernährte.

Nur vor einer Person empfand er etwas wie Scham. Das war seine Gattin, Frau Juliane!

Aus diesem Grunde versuchte er denn auch, eine möglichst unbefangene Miene aufzusetzen, als er sich am Spätnachmittage seinem Hause näherte. Sobald er in die Wohnstube getreten war, schickte Frau Juliane das kleine Fritzchen hinaus. Das Kind sollte nicht Zeuge einer Szene zwischen seinen Eltern werden, die auf sein Gemüt nur schädlich wirken konnte.

Herr Frank nahm auf einem Stuhl Platz, und es war ihm an seinem unruhigen Wesen anzumerken, daß er jetzt nur ein seltener Gast in seinem eigenen Hause war. Frau Juliane nahm denn auch darauf Bezug und platzte mit der Bemerkung heraus:

„Du bist jetzt immer seltener zu Hause, Johann!“ — sie nannte ihn absichtlich so. — „Wir haben doch auch Anspruch auf Deine Gegenwart. Aber es scheint, daß Du Deiner Familie ganz entfremdet wirst.“

„Das verstehst Du nicht, Kind“, erwiderte Frank möglichst gelassen. „Ich muß meinen Geschäften nachgehen. Das ist die Hauptsache! Wie sollte ich Euch alle sonst wohl durchbringen in den schweren Zeiten, he?“

Die Hausfrau schwieg einen Augenblick.

Sie biß sich auf die Lippen und kämpfte augenscheinlich mit dem Entschluß, ob sie alles sagen sollte oder nicht, was ihr Herz schon seit langem bedrückte. Aber einmal mußte es ja doch heraus! Und so richtete sie sich denn hoch auf und sagte nicht ohne Herzklopfen:

„Von Deinen Geschäften mag ich am liebsten nichts hören, Johann! Jedermann weiß, daß Du im Dienste der Franzosen stehst. Und darum verachtet man Dich hier in der Stadt. Es ist schrecklich, aber die reine Wahrheit. Und die Verachtung überträgt man auch auf uns, auf Deine Familie.“

Doch da brauste der also Angegriffene auf.

„Verachtung soll auf mir ruhen?“ sagte er scharf. „Ich wüßte nicht, wie ich das verdient habe,

wenn ich meine Familie auf ehrliche Weise ernähre. Denn alles, was ich einnehme, ist mir von den Franzosen zugestanden worden. Und die sind nun einmal jetzt die Herren der Stadt. Aber etwas anderes verdient Verachtung! Wenn ein Weib ihrem Ehemann nicht die Treue bewahrt — —“

Doch der Sprechende kam gar nicht zum Ausreden. Denn seine Gattin zuckte zusammen und wurde totenbleich.

Krampfhaft preßte Frau Juliane die Hand auf ihr stürmisch pochendes Herz, indem sie hastig die Frage hervorstieß:

„Wie kommst Du zu dieser Beschuldigung, Mann?“

Der Hausherr erbleichte selber. Aber er ging auf der einmal beschrittenen Bahn nun weiter. War doch in der zuchtlosen Franzosenzeit mancherlei Ungehöriges vorgekommen.

„Wo hast Du Deinen Trauring? Siehst Du, er fehlt Dir. Man soll es Dir wohl, wenn Du ausgehst, nicht ansehen, daß Du eine Frau bist. Levrier hat ganz recht gesehen, als er mich darauf aufmerksam machte.“

Frau Juliane antwortete nichts, sondern starrte nur wie versteinert vor sich hin. Sie hielt es unter ihrer Würde, ihren Gatten, der ihr so schwere Anklagen ins Gesicht schleuderte, über den wahren Sachverhalt aufzuklären. Aufs tiefste verletzt, aber schweigend, verließ sie das Gemach.

Ein herrlicher Sommermorgen dämmerte herauf. Es wurde schon sehr frühzeitig hell, während ein goldglänzender Streifen den Horizont umsäumte. Nicht lange währte es, und die Sonne stieg feuerrot empor. Eine reine, erquickende Luft wehte; dabei jubilierten die Lerchen, als ob es immer sommerliche Zeit bleiben sollte.

Doch die unglücklichen Bewohner Danzigs konnten der Pracht draußen in der Natur nicht froh werden. Zog sich doch der Ring der Belagerer, über die seit dem 23. April der Herzog Alexander von Württemberg, ein Oheim des russischen Kaisers, das Oberkommando übernommen hatte, immer enger um die Stadt zusammen. Andererseits wurden bis tief in das Jahr 1813 hinein die Befestigungen von den Franzosen derart vermehrt, daß einer ihrer Generale gesagt haben soll: „Wäre ich Einwohner von Danzig und sähe diese Arbeiten, so packte ich sogleich zusammen und ginge davon.“ Bereits hatten denn auch verschiedene blutige Gefechte stattgefunden, deren zahlreiche Opfer die Lazarette füllten. Nun war allerdings zwischen den kriegführenden Mächten am 10. Juni ein Waffenstillstand auf 8 Wochen geschlossen worden. Aber die Stadt blieb dabei in dem grauenvollen Zustande der Blockade, und die Not und der Mangel stiegen aufs höchste. Daher versuchte es so mancher, aus dem Weichbilde Danzigs zu entfliehen.

Einer fing das besonders schlau an. Es war

Monsieur Levrier, der dazu eigentlich doch gar nicht Ursache hatte. Denn die Herren Franzosen ließen sich nach wie vor nichts entgehen und hatten noch gute Tage. Aber einmal mußte doch das Ende mit Schrecken kommen, das sah Levrier voraus. Zudem hatte er sich in dem Frankischen Hause ganz unmöglich gemacht. Infolge des Argwohns, den er tückisch gesäet hatte, gingen die beiden Eheleute in stummem Groll neben einander her. Frau Juliane würdigte ihren Gatten und den Franzosen kaum eines Blickes, geschweige eines Wortes, wobei sie gleichwohl stets ihre häuslichen Pflichten erfüllte.

Dem Hausherrn war dabei keineswegs behaglich zumute, und er begann jetzt die Schuld dem glattzüngigen Franzosen beizumessen. Dieser fühlte es mit jedem Tage mehr heraus, daß seines Bleibens in dem Frankischen Hause nicht mehr allzulange sein dürfte. Und da die Schrecken der Belagerung eine immer drohendere Gestalt annahmen, hatte er den Beschluß gefaßt, sich heimlich auf und davon zu machen.

Seine militärischen Pflichten verursachten ihm dabei durchaus keine Bedenken. Der gutmütige Onkel Wilhelm hatte sich gern bereit erklärt, einen seiner Anzüge gegen die Uniform des Franzosen einzutauschen. Da standen die beiden in der Morgenfrühe auf dem Boden des Frankischen Hauses und wechselten ihre Kleider. Der Irre freute sich wie ein Kind, als er die bunte Uniform anlegte, und lachte einmal über das andere, so daß sein Antlitz ordent-

lich glänzte. Dagegen beeilte sich der schlaue Franzose, in den schlichten Anzug zu kommen, der ihm merkwürdigerweise recht gut paßte. Die beiden



Das Hohe Tor. (Zu Seite 47.)

hatten ziemlich dieselbe Figur, und so bereitete der Wechsel der Kleidungsstücke keine großen Schwierigkeiten.

Uimé Lebrier war fertig und warf noch einen Blick zu dem Bodensenster hinaus. Die Sonne war schon in ihrer vollen Majestät am Himmel sichtbar, und nun galt es zu eilen. Mit einigen Worten verabschiedete er sich von Onkel Wilhelm, den er natürlich über seine Absichten völlig im Unklaren ließ. Dann stieg er die Treppen hinunter, während der Irre sich an seinem Taubenschlage zu schaffen machte.

Der Franzose schlug den Weg nach dem Fischmarkt ein, um auf die Lange Brücke zu gelangen. Von dort wollte er durch die Rechtstadt nach dem Hohen Tor wandern, um sich ins Freie zu begeben. Es gelang ihm denn auch ohne Mühe, bei den Posten Durchlaß zu finden, und frohgemut zog er von dannen, indem er den Danziger Staub von seinen Füßen schüttelte und — noch so manches Stäubchen von seinem Gewissen! —

Eine Stunde darauf herrschte in den beiden Nachbarhäusern auf Karpfenseigen eine grenzenlose Aufregung und Verwirrung. Lebrier hatte, ehe er die Stadt verließ, einem Boten einen Brief an Lentschen Schneider übergeben, der auch richtig in die Hände des jungen Mädchens gekommen war.

Mit weit geöffneten Augen hatte sie ihn gelesen. Nun starrte sie wie geistesabwesend vor sich hin, und ihr Atem drohte zu stocken. Ihre Rechte hing schlaff herab und hielt noch das verhängnisvolle Schreiben. Es war ein Absagebrief, in dem der Mann, den sie liebte, von ihr Abschied nahm mit kurzen, kalten

Worten, denen sogar eine ironische Beimischung nicht fehlte.

So hatte sie die Mutter gefunden. Und nun war das ganze Haus in Aufruhr. Zu allererst hatte die Witwe ihren Hausgenossen Rabot heruntergerufen. Der war eilig die Treppe herabgestürzt, und mit ihm der irre Onkel Wilhelm, der den Alten zufällig besuchte.

Der Franzose hatte Lenchen, die die Besinnung verloren hatte, vorsichtig in seine Arme genommen. Danach ein kurzes Aufatmen — und alles war vorbei. Die Schreckensbotschaft hatte ihrem Leben ein Ende bereitet.

Als die Tote auf das Bett gelegt war, löste Rabot sanft den Brief aus der Hand Lenchens und trat ans Fenster, um das Schreiben zu lesen.

Gar bald wußte er alles. Es war ja auch so klar, so einfach. Er hatte es ja kommen gesehen. Und nun war es da, das Unglück! Daß der saubere Levrier bereits über alle Berge war, wußte Rabot allerdings noch nicht.

„Ich muß fort!“ rief der alte Franzose plötzlich.
„Ich muß fort, ihn suchen!“

„Wen?“

„Wie können Sie fragen? Ihn, den Räuber Ihres Glücks, den Mörder Ihrer Tochter, den Monsieur Nimé!“

„Wollen Sie mit mir kommen?“ fragte Onkel Wilhelm, „ich will Ihnen die Stube bei uns zeigen, wo Herr Levrier wohnt.“

Und dabei schaute der Irre schon wieder ganz harmlos drein. Er hatte es offenbar nicht recht begriffen, was das hieß: Lenchen Schneider tot!

„Ich komme nach“, erwiderte Rabot. „Ich muß noch vorher einen Augenblick auf mein Zimmer, etwas zu holen.“

Mit funkelnden Augen verließ der Alte das Gemach.

Die Witwe Schneider blieb bei der Toten, indem sie sich still weinend an das Bett setzte, und Onkel Wilhelm eilte mit der Unglückskunde in das Nachbarhaus.

Als Rabot kurz darauf in der Stube des alten Grewiß erschien, empfing ihn dort Frau Juliane, die bereits von allem unterrichtet war. Sie stieß mit dem Fuß die Tür zu der Kammer auf, wo Levrier gewohnt hatte und wies hinein mit den Worten: „Das Nest ist leer!“

Dort in der Kammer, die der bisherige Bewohner in der größten Unordnung zurückgelassen hatte, lag auf dem Tisch ein Zettel mit den flüchtig hingeworfenen Worten: „Ich kehre in mein Vaterland zurück. Es lebe Frankreich!“

„Ha, entwischt!“ knirschte Rabot und suchte eifrig einen Gegenstand, den er in der Hand gehalten hatte, in der Rocktasche zu verbergen. „Und der Elende läßt noch mein schönes Frankreich leben, das ihn austreiben sollte wie einen räudigen Hund!“

Frau Juliane hatte den Gegenstand wohl bemerkt, den der Alte in seiner Rocktasche verbergte. Es

war ein Dolch. Die kluge Hausfrau sah es und — schwieg. Nun hielt sie es doch noch für ein Glück, daß der elende Levrier geflohen war.

Herr Jean Frank war natürlich wieder nicht zu Hause, aber Onkel Wilhelm und das Frizchen fanden sich jetzt ebenfalls in der Stube des alten Grewitz ein. Die beiden schienen es zu bedauern, als sie hörten, daß der junge Franzose Abschied genommen hatte auf Nimmerwiedersehen. Der alte Franzose erschien ihnen gegenwärtig jedenfalls viel schrecklicher, als er mit wutverzerrten Mienen um sich schaute und Frau Juliane fragte:

„Wissen Sie, was Levrier heißt?“

Die Hausfrau schüttelte den Kopf.

„Windhund! Aber das ist eigentlich zu wenig. Er müßte Höllenhund heißen, dieser Elende!“

VI.

Draußen im Reich war der „heilige Krieg“ zum glücklichen Ende geführt. Im furchtbaren, viertägigen Ringen der Völkerschlacht bei Leipzig hatten die verbündeten Mächte gegen den verhassten Korsen obgesiegt. Aber Danzig schmachete noch immer unter dem eisernen Druck der Belagerung.

Unter schweren Drangsalen waren der Sommer und der Herbst vergangen. Nun schrieb man den ersten November, und dieses war wiederum ein Tag, den die Danziger im Kalender anmerken konnten zu ewigem, schmerzlichem Andenken.

Schon am Tage hatte es nach den vielen Feuersbrünsten, die in der letzten Zeit durch die Geschosse der Belagerer hervorgerufen waren, wieder einmal gebrannt, und zwar auf der Lastadie. Man war noch mit dem Löschen beschäftigt, und der Abend brach frühzeitig herein: ein trauriger Abend.

Der Himmel war grau und düster, nur auf der einen Seite noch von dem Widerschein des eben erlöschenden Feuers gerötet. Kein Luftzug regte sich, und die Natur hatte in ihrer Art etwas Unheimliches, Erwartungsvolles.

Und da brach es los, das entsetzliche Unglück. Weit über die Häuser der Stadt hinweg flogen die Bomben der Feinde und schlugen meistens auf der Speicherinsel ein. Die Absicht der Belagerer ging hauptsächlich dahin, die auf jener Insel aufgespeicherten Vorräte der französischen Besatzung zu vernichten. Nur so, hoffte der Feind, konnten die Franzosen zur baldigen Übergabe der Stadt gezwungen werden.

Hier und dort züngelten bereits die Flammen empor. Die auf den Wällen befindlichen französischen Truppen schauten starr nach dem neuen Brandherde, ohne die feindlichen Geschosse zu erwidern. Was kümmerten sie sich darum, ob ihre Vorräte verbrannten oder nicht! Für sie mußte ja gesorgt werden von seiten der gequälten Bürger, die immer wieder und wieder das Letzte hergeben und doch immer von neuem Rat schaffen mußten.

Noch ahnten Danzigs Bewohner nichts von der neuen, furchtbaren Gefahr, die ihnen drohte, da sie sich in diesen schweren Zeiten meistens angsterfüllt in ihren Häusern verborgen hielten.

Da ertönte auf einmal der Schreckensruf von Mund zu Mund: „Die Speicher brennen wieder!“

Es hatte schon einmal am 19. Oktober, veranlaßt durch die feindlichen Geschosse, der erste Speicherbrand stattgefunden, damals ohne besonders empfindlichen Schaden anzurichten, weil er meistens leerstehende Speicher einäscherte. Aber was nun kommen sollte, war viel schlimmer, als man auch nur hatte ahnen können.

Wer zuerst die Schreckenskunde verbreitet hatte? Niemand wußte es. Der rote Hahn war über das Wasser der Mottlau geflogen nach der Speicherinsel und hatte sich auf das Dach eines der höchsten Speicher gesetzt und mit seinen Flügeln geschlagen und gekräht. Der rote Hahn! O, die armen Belagerten hatten seine Nähe oft genug verspürt, wenn ihn auch niemand zu sehen bekam.

Genug! Es entrollte sich ein schauerlich schönes Bild vor den Augen des Zuschauers, der etwa die nötige Gemütsruhe gehabt hätte, es zu betrachten. Selbst die Franzosen dort auf den Wällen besaßen diese Gemütsruhe nicht. Sie wurden von Entsetzen erfaßt bei dem Anblick. Und dann packte Habgucht und Raubgier ihre Herzen, und sie eilten von allen Seiten herbei unter dem Scheine der Hilfeleistung, aber in Wahrheit, um — zu plündern!

Natürlich waren auch die Bürger der Stadt alsbald auf dem Platze, um zu retten, was noch zu retten war. Wer konnte es auch bei der ungeheuren Aufregung in den Häusern aushalten. Jenseits der Mottlau schmolzen die Lichter in den Stuben bei der furchtbaren Hitze, die sich von dem Brande entwickelte, und die Fensterscheiben zersprangen klirrend. Ein Funkenregen ergoß sich weithin über die Stadt, als ob der jüngste Tag angebrochen wäre. Und der Feuerschein war so gewaltig, daß man ihn sogar in Elbing sehen konnte.

Ein unbeschreibliches Getöse erfüllte die Luft. Das Brausen der Flammen hörte sich an wie ein Orkan, und darein mischten sich die wimmernden Klagetöne der Glocken, die man läutete. Das Angstgeschrei der Menschen wurde übertönt von dem Wirbel der Lärmtrommeln, welche die französische Besatzung hinausriefen zum Kampfe gegen die Russen.

Draußen vor den Toren der Stadt der Feind und drinnen ein für den Augenblick noch viel gefährlicherer Feind, die rasende Feuersbrunst!

Es war zum Verzweifeln!

Nach allen Richtungen der Stadt war die Schreckenskunde schon längst mit Windeseile gedrungen. Aber die Bewohner waren an solche entsetzlichen Ereignisse bereits derart gewöhnt, daß sie die Größe der jetzigen Gefahr zuerst unterschätzten.

So auch Frau Juliane.

Ihr erster Gedanke, als sie von der Feuersbrunst hörte, war der: „Wo weilt mein Mann?“ Denn

dort auf der Speicherinsel mit ihren Vorräten war Herr Jean Frank ja meistens beschäftigt, leider im Solde der elenden Franzosen. Und obwohl zwischen Frau Juliane und ihrem Gatten seit der schweren Beleidigung, die er ihr zugefügt hatte, kaum ein Wort gewechselt war, so dachte sie doch mit Schrecken an die Gefahr, die auch ihn jetzt bedrohte. Denn daß er sich an den Rettungsarbeiten beteiligen würde, glaubte sie sicher.

Aber sie beruhigte sich mit der Annahme, daß es auch dieses Mal gelingen würde, des Feuers Herr zu werden, ohne daß gerade Menschenleben zu beklagen sein würden. Zwar bei dem ersten Speicherbrand im Oktober hatte der Senator Eggert, ein angesehenener Mann, der sich als Präses der Feuerwehr bei dem Löschen hervorragend beteiligte, durch den Einsturz eines Stiebs eine gefährliche Kopfwunde erhalten und war eines qualvollen Todes gestorben. Wenn so etwas auch ihrem Manne widerfuhr! Wie eine heranflutende Welle stieg die Angst in ihrem Herzen auf.

Sie eilte nach oben in die Stube ihres blinden Vaters und sprach mit dem Greise über das Ereignis. Sie stand am Fenster und schaute zu dem blutroten Abendhimmel hinauf, sie hörte das Brausen der Flammen und das Läuten der Glocken. Völlige Angst und Sorge stürzte sie auf die Knie und betete zu Gott, betete — für ihren Mann. Da wurde die Thür geöffnet, und die Witwe Schneider eilte mit schreckensbleichen Mienen herein.

„Es ist viel schlimmer als man zuerst gedacht hat“, sagte die Frau mit fliegendem Atem. „Viel mehr als hundert Speicher brennen*). Gut, daß mein armes Lenchen dieses Unglück nicht mehr erlebt hat!“ Und jammernd schlug die Witwe die Hände zusammen.

Der alte Grewitz wurde von der Aufregung so schwach, daß er sich nicht mehr auf den Füßen halten konnte. Die Frauen mußten ihn zu Bett bringen, und währenddes wurde kein Wort gewechselt, trotz der ungeheuren Spannung, die auf den Gemütern lastete.

„Ich muß sehen, wo mein Mann ist!“

Das waren wieder die ersten Worte, die gesprochen wurden, und sie kamen aus dem Munde von Frau Juliane. Die Angst um ihren Mann, den sie trotz allem noch liebte, liebte mit der ganzen Kraft eines weiblichen Gemüts, hatte ihr diese Worte erpreßt.

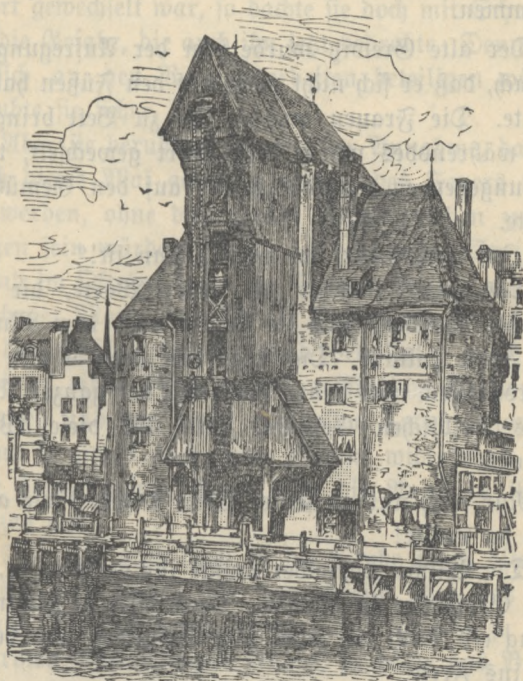
Nur fort, nur an seiner Seite stehen, käme auch, was da wollte!

Die Witwe Schneider mußte ihr versprechen, bei dem Großvater zu bleiben. Dann eilte sie hinunter, schlug ein Tuch um Kopf und Schultern und begab sich ins Freie.

Kaum war sie draußen auf der Straße, da gefellte sich Onkel Wilhelm zu ihr. Der arme Mensch befand sich in einer schrecklichen Aufregung, und nun

*) In Wirklichkeit 173!

war kein Lenchen Schneider mehr da, das ihn hätte beruhigen können. Er kam bereits von der Brandstelle zurück, schloß sich aber wiederum sogleich seiner Schwester an, um noch einmal nach der Speicherinsel zu eilen.



Das Krantor.

An dem hochragenden, düstern Krantor, das sich mächtig von dem blutroten Himmel abhob, ging die Fähre über den Mottlau-Fluß. Und die Fähre war beim jedesmaligen Hinüberfahren dicht gedrängt voll

Menschen, die alle nach der Brandstätte hinüberwollten. Dabei fielen die Feuerfunken unablässig in das Wasser und hin und wieder auch unter die Menschen auf der Fähre, wobei dann jedesmal eine Panik ausbrach. Der Fluß sah in dem Feuerschein so aus, als führte er Blut mit sich.

Auf der Fähre schmiegte sich Onkel Wilhelm wie ein Kind an seine willensstarke Schwester. Er zitterte wie Espenlaub, während sie hochehobenen Hauptes und mit starrem Blick nach dem jenseitigen Ufer hinüberschaute.

Als die Passagiere drüben angelangt waren und bei dem dichten Qualm und Brandgeruch nur mühsam vorwärts kommen konnten, tönten hier und da neue Schreckenskunden an ihre Ohren. Der Feind, so hieß es, plane einen neuen Angriff auf das unglückliche Danzig, und am Ende würde die ganze Stadt in Flammen aufgehen. Aber mit diesen Berichten konnten die Leute sich nicht aufhalten. Jetzt galt es vor allem, die nächste Gefahr nach Möglichkeit abzuwenden, und diese Gefahr bestand in dem Speicherbrände.

Die Straßen der Speicherinsel waren angefüllt mit Menschen, obwohl es nicht unbedenklich war, zwischen den brennenden und teilweise schon einstürzenden Gebäuden einherzugehen. Viele legten auch Hand an das Rettungswerk, und die Franzosen benutzten, wie schon gesagt, die günstigste Gelegenheit zum Raub. Es war ein wüstes Durcheinander!

Frau Juliane ließ sich durch nichts aufhalten. Sie suchte ja ihren Mann. Aber wo mochte er sein? Sie hatte seit Wochen kaum ein Wort mit ihm gewechselt, hatte also nicht mehr erfahren, wo er jetzt seine Tätigkeit beim Verproviantieren der Franzosen ausübte. Der Speicher, in dem er in der allerersten Zeit beschäftigt gewesen, war schon früher niedergebrannt.

Die wackere Frau blieb erst dann stehen und schaute ratlos um sich, als sie sich inmitten der brennenden Speicher befand. Wo sollte sie ihren Mann finden in dem entsetzlichen Getümmel, das rings umher herrschte.

Dort kam zum Glück ein französischer Offizier einher, den sie in der Begleitung ihres Mannes gesehen hatte, seitdem der unselbige Lebrier verschwunden war.

„Wo ist mein Gatte, der Herr Frank?“ fragte Frau Juliane angsterfüllt den Franzosen. „Haben Sie ihn nicht gesehen? Wissen Sie nicht, in welchem Speicher er die letzte Zeit hindurch beschäftigt war?“

„Allerdings weiß ich es, Madame“, erwiderte der Gefragte artig. „Monsieur Jean ist mein guter Freund. Er hat im Elefanten-Speicher zu tun. . .“

Als Frau Juliane vor dem ihr bezeichneten Speicher anlangte, fand sie das mächtige Gebäude auch schon von der Feuersbrunst ergriffen. Allerdings stand es noch in seinen Umfassungsmauern, aber von dem Dach, wo das Feuer seinen Ausgang genommen hatte, blickte schon das Sparrwerk her-

aus, und das Innere des Speichers schien ebenfalls bereits gefährdet zu sein. Die Tür stand offen, und Frau Juliane trat in Begleitung ihres Bruders ein.

Es war niemand da, der sie davon zurückgehalten hätte. Es war überhaupt niemand da, der sich mit der Rettung gerade dieses Speichers beschäftigte. Die Rettungsarbeiten wurden augenblicklich auf einem andern Ende betrieben.

In dem ungeheuern Gebäude regte sich nichts bis auf das Knistern der Flammen, das von oben her ertönte.

„Johann, Johann, wo bist du?“

Frau Juliane ließ ihre Stimme erschallen und stieß diesen Ruf lauter und immer lauter aus.

Da war's, als ob sich unten im Keller etwas regte. Sie trat an die Kellerluke und gewahrte zu ihrem Schrecken, daß die halbverbrannte Treppe eingestürzt war.

Also hatte es auch hier unten schon gebrannt, und jemand hatte das Feuer noch vorläufig gelöscht. Und dieser jemand, war es ihr Gatte?

„Johann, Johann, wo bist du?“

Frau Juliane rief es nochmals, und da kam Antwort von unten her.

Es war, als ob einer aus der Ohnmacht erwachte oder aus tiefem Schlaf, so klang diese Antwort. Es war die Stimme ihres Gatten.

Rasch hatten die Eheleute sich über das Geschehene verständigt. Herr Frank hatte die Vorräte des Speichers retten wollen für die Franzosen und

— für sich! Aber als er mit dem Löschen der brennenden Kellertreppe beschäftigt gewesen, war diese eingestürzt, und ihm war der Rückzug nach oben abgeschnitten. Dabei hatte ihn ein noch schwelender Balken getroffen, worüber er in Ohnmacht gesunken war.

Wie sollte der Unglückliche nun gerettet werden? Und dazu nahm der Brand oben unter dem Dach immer größere Dimensionen an.

Es half nichts, Frau Juliane mußte ihren Mann noch eine Zeitlang in der entsetzlichen Gefahr allein lassen. Onkel Wilhelm sollte bei dem Schwager ausharren, bis die mutige Frau mit Rettungswerkzeugen zurückkehrte. Aber der Irre wollte nicht dableiben, sondern klammerte sich an seine Schwester, so daß sie ihn mitnehmen mußte.

Es war keine Kleinigkeit, in der allergrößten Eile Rettungswerkzeuge aufzutreiben. Eine Leiter konnte Frau Juliane im Augenblick nicht bekommen, und so mußte sie davon absehen, eine solche zu beschaffen. Mit Mühe und Not erhielt sie ein langes, starkes Tau, mit dem sie nach dem Speicher zurückeilte.

Keine Zeit durfte verloren werden. Oben stürzte ein Teil des Daches mit Krachen ein. Würde die tapfere Frau ihren Gatten noch lebend aus dem Speicher holen? Würde sie selbst noch lebendig herauskommen?

Sie eilte an die Kellertreppe und ließ das Tau hinunter. Jetzt konnte sie bei dem zunehmenden Feuer-

schein sehen, wie ihr Mann unten stand und in furchtbarer Angst und Verzweiflung die Hände rang.

„Binde Dir das Tau um den Leib! Wir ziehen Dich herauf!“ rief sie ihm zu.

„Es wird nicht gehen, es wird Euch zu schwer sein“, jammerte der Mann dort unten.

Aber doch band er sich in fieberhafter Hast das Tauende um den Leib.

Oben zogen Frau Juliane und Onkel Wilhelm an. Die hellen Schweißtropfen standen ihnen auf der Stirne, und sie wandten alle ihnen zu Gebote stehenden Kräfte auf. Einen Augenblick noch, und Herr Frank war gerettet.

Lautlos sank er seiner Gattin in die Arme. Aber jetzt war keine Zeit zu verlieren. Nur hinaus aus dem brennenden Gebäude.

Während die Eheleute nur für einander Auge und Ohr hatten und aus dem Speicher flüchteten, ging mit Onkel Wilhelm urplötzlich eine Veränderung vor. Er schaute noch innerhalb des Speichers nach oben, und da nahm er ein paar Tauben wahr, die ängstlich herumflatterten. Da erwachte seine alte Liebhaberei für die Tauben. Er wollte die armen Tiere retten und eilte auf der untersten Treppe, die vom Brande bis jetzt noch verschont war, in das erste Stockwerk.

Die Frank'schen Eheleute hatten nichts davon bemerkt. Als sie aus dem brennenden Speicher ins Freie eilten, hatten sie sich gar nicht nach Onkel Wilhelm umgesehen in der sicheren Meinung, daß er

ihnen folgte. Draußen auf der Straße griff Herr Frank immer wieder nach den Händen seiner Gattin, von denen das Tau die Haut abgerissen hatte. Aber ihr in die Augen zu schauen, wagte er nicht. Sie litt seine scheue Dankbarkeit, ohne ein Wort zu sprechen. Zu groß war die Aufregung der letzten Stunde gewesen. Schweigend schritten sie nebeneinander hin.

Auf einmal gedachte Frau Juliane ihres Bruders.

„Wo ist Wilhelm?“

Der Irre war nicht hinter ihnen, als sie sich umschauten.

Und nun von neuem die entsetzliche Herzensangst! Zurück nach dem Elefanten-Speicher, zurück, um Onkel Wilhelm zu retten!

Als sie wiederum vor dem Speicher anlangten, fanden sie das ganze, mächtige Gebäude von oben bis unten in Flammen stehend. Der Irre war gewiß längst erstickt oder gar schon verbrannt. Eine Rettung wäre überhaupt unmöglich gewesen!

VII.

Endlich, endlich sollte die Stunde der Befreiung für die Bewohner Danzigs wenigstens in hoffnungsreiche Nähe rücken. Der französische Gouverneur hatte am 14. November mit den Belagerern Unterhandlungen wegen Übergabe der Stadt angeknüpft.

Es war der General Rapp, dessen Name in die Geschichte Danzigs mit unauslöschlichen Zügen eingegraben ist, der bei aller scheinbaren Gutmütigkeit

und Menschenfreundlichkeit doch zu den größten Peinigern der unglücklichen Stadt gehört hat. Er sah ein, daß er sich gegen das Belagerungsheer der Russen und Preußen keineswegs lange mehr würde halten können. Verließen ihn doch von seinen Besatzungstruppen die Deutschen, Holländer und Spanier, die solange im Sold des französischen Gewalthabers gestanden hatten, so daß von dem fünfundvierzigsten Regimente beinahe in jeder halben Stunde zehn bis zwölf Mann zu den Belagerern überliefen.

Allerdings konnte man sich noch tagelang wegen der Bedingungen der Übergabe Danzigs nicht einigen. Aber der Gouverneur Rapp stieß die fürchterlichsten Drohungen aus. Er wollte die öffentlichen Gebäude, den Stolz und die Zierde Danzigs, in Brand stecken und die Schleusen des Fahrwassers sprengen, wenn man ihm nicht ehrenvollen Abzug gestatten würde. Solches Unheil mußte unbedingt verhütet werden. Und nachdem schon am 27. November die Feindseligkeiten eingestellt waren, wurden am 29. die für die Belagerten sehr günstigen Kapitulationsbedingungen abgeschlossen, wonach die Franzosen noch bis zum 2. Januar 1814 ungestört in Danzig verweilen durften.

Noch bis zum 2. Januar des nächsten Jahres! Aber es war doch wenigstens ein Ende der siebenjährigen Leiden Danzigs abzu sehen. Die Bürger der Stadt atmeten auf. Es war wie ein wilder, wüster Traum, was hinter ihnen lag. Welch eine

Summe von Schmach und Elend, von Verlusten an Habe und Gut, an Leib und Leben! Und für wen diese gewaltigen Opfer?



St. Katharinenkirche. (Zu Seite 65.)

Es war am besten, gar nicht darüber nachzudenken. Es war am besten, in aller Herzens-einfalt zu glauben, daß der allmächtige Gott im hohen Himmel dort droben gar wohl weiß, in welcher Absicht

und zu welchem Zwecke er seine Zuchtrute schwingt. Dieses Mal eine eiserne Zuchtrute!

In den Kirchen hatte man keine Leidens- und keine Trostpredigt hören können. Hatte doch der Rat der Stadt schon im Jahre 1808 aus Furcht vor den französischen Bedrückern solche Predigten den Seel-sorgern verbieten zu müssen geglaubt. Und wie waren die Gotteshäuser geschändet worden! Als Magazine hatte man sie eingerichtet oder bestenfalls noch als Lazarette für die Verwundeten benutzt.

So war es auch der altherwürdigen Kirche zu Sankt Katharinen ergangen. Man hatte sie fast gewaltsam ausgeräumt und zu einer Arbeitsstätte für Schmiede und Stellmacher eingerichtet, die so viele Packwagen herstellen mußten, daß nach der Aussage des Generals Lepin fast der ganze Flächenraum der Stadt hätte damit bedeckt werden können. Statt Orgelton und Gesang hallte das Hämmern der Schmiede in den Räumen des schönen Gotteshauses wider. Und was für Reden mochten dabei geführt sein, die mit den sonst in der Kirche gehaltenen Predigten in grellem Widerspruche standen!

Aber draußen neben der Kirche gab es noch ein stilles, lauschiges Plätzchen. Dort dehnt sich zwischen dem altersgrauen Gemäuer des Gotteshauses und der Radaune, die in der Nähe vorbeifließt, eine Art Garten aus, der zur Bleiche benutzt wird. Und dort befanden sich am Vormittage des 11. Dezembers zwei Frauen, die sich eifrig mit dem Aufhängen von Wäsche zu schaffen machten.

Es waren Frau Juliane Frank und die Witwe Schneider, die unter lebhaftem Gespräch ihre Arbeit ausführten. Das Wetter ließ sich gut an, und ein ziemlich scharfer Wind versprach, die Wäsche gar bald zu trocknen.

Natürlich drehte sich das Gespräch der beiden Frauen hauptsächlich um die Zeitereignisse. Und was ihre Hausfrauenherzen am meisten berührte, war die Nachricht, daß heute endlich der Markt eröffnet werden sollte, den die Belagerer zwischen den Vorposten gestattet hatten.

Aber von den vermutlichen Preisen, zu denen die Lebensmittel wahrscheinlich würden feilgehalten werden, sprang das Gespräch auf einen anderen Gegenstand über. Die Witwe Schneider hatte soeben die Frage nach dem Verhältnis aufgeworfen, das nunmehr zwischen den Frank'schen Eheleuten herrschte, als Herr Jean Frank unvermutet auf der Bleiche erschien.

Er wollte nach seiner Frau sehen und fragen, ob er etwas helfen konnte. Er hatte jetzt sehr viel Zeit, seitdem er nicht mehr für die Verproviantierung der Franzosen sorgen mußte. Er sah bleich aus und hatte einen etwas unstätten Blick. Eine Narbe auf der Stirn erzählte von dem Schlag, den er bei dem Brande dort im Keller des Speichers von dem glimmenden Balken erhalten hatte.

Also, ob er etwas helfen könnte, fragte er. Und da hieß es, er könnte Wasser holen aus dem Fluß, das würde gebraucht. Aber die Weisung wurde ziem-

lich einsilbig erteilt. Es war noch nicht alles in Ordnung zwischen den Eheleuten.

Und Herr Jean Frank scheute sich nicht, den Wassereimer zur Hand zu nehmen und zum Fluß hinabzusteigen. Der Weg führte ihn durch eine Art Vorbau eine bedeckte Treppe hinunter, deren Stufen aus alten Leichensteinen bestanden. Über Leichensteine schritt der ehemals so wohlgemute Mann, und ihm war's, als schritte er über sein begrabenes Glück dahin. Was hatte er nicht alles verloren in dieser letzten Zeit! Auch in seine Familie hatte der Tod eingegriffen, dieses Mal mit erlösender Hand, denn der auf so schreckliche Art ums Leben gekommene Onkel Wilhelm war eigentlich nicht zu beklagen. So manchen Teil seiner Habe hatte Herr Frank verloren trotz der Dienste, die er den Franzosen leistete, und die Achtung seiner Mitbürger hatte er verloren eben wegen jener Dienste, und endlich — die Liebe seiner Frau durch eigene Schuld!

Hatte er sie wirklich unwiederbringlich verloren, die Liebe seiner Frau? Als er sich unten am Fluß mit dem Eimer über das Wasser beugte, dünkte es ihn so, und einen Augenblick war's ihm, als ob es ihn hinabzöge in die kalten Fluten, um seinem Dasein ein Ende zu machen.

Aber dann besann er sich und stieg mit dem gefüllten Eimer wieder zu der Bleiche empor.

Als er nun seine Frau in dem kalten Wasser hantieren sah, wobei ihre Arme und Hände krebzrot

wurden, sagte er: „Ja, wer auch so seine Hände in Unschuld waschen könnte!“

Frau Juliane blieb stumm, aber sie warf der Witwe Schneider einen bedeutungsvollen Blick zu, als ihr Mann sich nun von der Bleiche entfernte.

Herr Jean Frank begab sich nach seinem Hause auf Karpfenseigen. Er war jetzt viel daheim, ganz wider seine vorige Gewohnheit. Aber ein neues, kaufmännisches Geschäft zu begründen, verlohnte sich noch nicht. Und so brachte er seine Tage in unfreiwilliger Muße dahin.

Er hatte sich jetzt sogar an den alten Grewitz angeschlossen, während in früheren Zeiten das Verhältnis zwischen den beiden durchaus nicht das beste gewesen war. Doch nun brachte er stundenlang in der Gesellschaft des blinden Großvaters zu, der nach all den Schrecknissen der letzten Zeit besonders schwach geworden und fast immer bettlägerig war.

Auch jetzt stieg Frank zu der Stube des alten Grewitz hinauf und knüpfte mit dem Schwiegervater eine Unterhaltung an. Das Gespräch der beiden Männer handelte ebenfalls von dem Markt, der heute eröffnet werden sollte, und von den vermutlichen Preisen der Lebensmittel. Dann stockte die Unterhaltung wieder, und der Hausherr schaute mißgelaunt zum Fenster hinaus.

Auf einmal kam das Fritschen in die Stube und schwenkte einen großen Brief in der Hand. Und zu gleicher Zeit sah Frank seine Frau mit der Witwe Schneider über die Straße heimkommen.

„Was hast Du da für einen Brief, Fritschen?“ forschte er.

„Den hat mir ein Briefträger gegeben“, antwortete das Kind. „Er ist für die Mutter, hat er gesagt.“

„Zeig' einmal her.“

Das in großem Format gefaltete Schreiben trug die Adresse: „An die Kaufmannsfrau Juliane Frank geborene Grewitz, wohnhaft zu Danzig, Karpfenseigen“. Und auf der Rückseite befand sich ein Siegel, das die Umschrift hatte: „Königliche Kriegskasse zu Berlin.“

Was hatte das alles zu bedeuten?

Frank ließ erstaunt seine Hand sinken, die den Brief umfaßt hielt. Was würde seine Frau dazu sagen?

Die Letztere trat in diesem Augenblick in das Zimmer, und der kleine Fritz lief ihr entgegen mit der Nachricht:

„Mutter, ein Brief für Sie!“

„Ein Brief für mich?“ wiederholte Frau Juliane befremdet und errötete unwillkürlich. Dazumal war das Empfangen eines Briefes in den bürgerlichen Ständen noch eine Seltenheit.

Der Hausherr heftete seine Blicke fragend auf seine Gattin, die in einiger Aufregung das Schreiben aus seiner Hand entgegennahm.

Frau Juliane erbrach das Siegel und faltete das Schreiben auseinander. Zu gleicher Zeit fielen zwei

eiserne Ringe auf den Fußboden, die in dem Brief enthalten gewesen.

Und da stand denn geschrieben, daß die königliche Kriegskasse mit Dank den goldenen Trauring entgegengenommen, den Frau Juliane Frank nach Berlin gesandt hatte, und daß dafür die eisernen Trauringe zurückerfolgten. Wahrscheinlich hatte man übersehen, daß es nur ein goldener Ring gewesen war, und hatte z w e i e i s e r n e gesandt.

Also das war die Lösung! Schweigend reichte Frau Juliane ihrem Gatten das Schreiben, während Fritzchen die Ringe vom Fußboden aufhob.

Und nachdem Frank einen flüchtigen Blick auf die schön geschnörkelten Zeilen geworfen hatte, lag er vor seiner Frau auf den Knien.

„Verzeihe mir!“

Das war alles, was er sagen konnte.

Und Frau Juliane verzieh, nunmehr vollständig. Wenn auch nach der glücklich erfolgten Rettung ihres Mannes aus der entsetzlichen Feuersgefahr immer noch ein Rest von Groll in ihrem Herzen gewesen war, nun hatte sie alles, alles überwunden. War doch schon eine Art Zwiespalt in ihrem Herzen entstanden, indem sie sich wegen ihres damaligen stolzen Schweigens auf die Verdächtigungen ihres Gatten selber einen Teil der Schuld beimaß. Und nun wurde ihr das Verzeihen leicht, da er so rührend darum bat, und sie wandte sich ihm in alter Liebe und Treue zu.

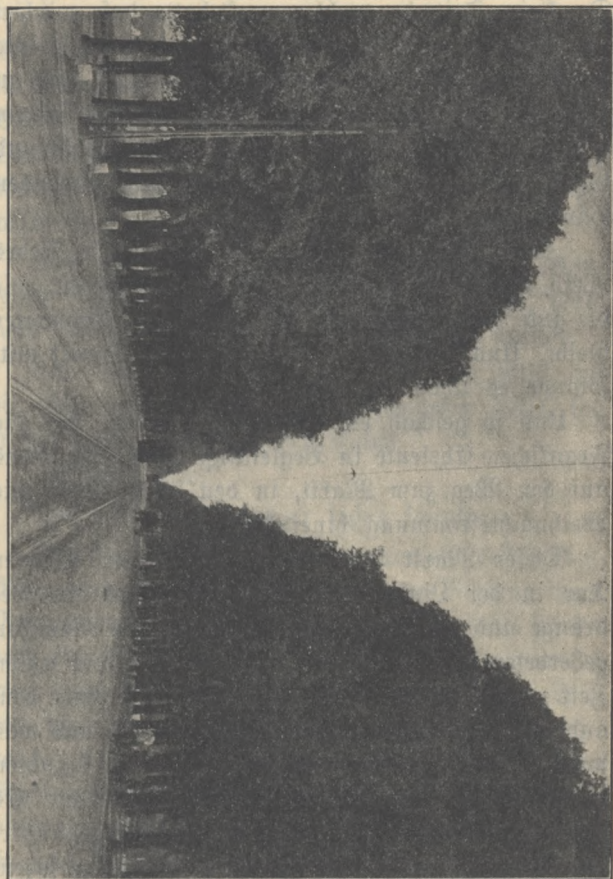
Er aber sprang in überströmender Freude auf und schloß sein wiedergesundenes Weib in die Arme. Der kleine Fritz, der wohl gemerkt hatte, daß zwischen den Eltern eine Scheidewand gewesen war, schaute verwundert drein und mußte sich das alles nicht zu erklären. Der alte Grewitz jedoch, der bei seinem mangelnden Sehvermögen ein sehr feines Gehör und Gefühl hatte, breitete wie segnend seine zitternden Hände aus.

„Nun gehen wir beide auf den Markt, liebes Weib, Arm in Arm!“ jubelte Frank. „Fritzchen, hole die gute Frau Schneider, daß sie bei dem Großvater bleibt. Und dann macht Euch fertig und kommt mit, solange es noch hell ist!“

Und so geschah es. Alsbald machten sich die Frank'schen Eheleute in Begleitung ihres Söhnchens auf den Weg zum Markt, in den schon etwas wie Weihnachtsstimmung hineinkam.

Dieser Markt fand draußen vor dem Olivaer Thor in der Lindenallee statt. War das ein Gedränge und ein Leben und Treiben! Die Menschen geberdeten sich fast wie toll. Sie hatten in der letzten Zeit zu viel ausgestanden. Und so entriß einer dem andern die lange entbehrten Lebensmittel, und was man auch jetzt noch immer teuer genug zu bezahlen hatte, das sah man beinahe als ein Geschenk an. Es war ein unbeschreiblicher Anblick, diese ausgehungerten Menschen um die Lebensmittel geschart zu sehen.

Und häßlich war es obendrein, wie die französischen Soldaten, die ja noch immer in der Stadt



Sinnbilderei.

waren, allerlei Waren verkauften, mit denen sie an Stelle des seit fünf Monaten rückständigen Soldes aus den Magazinen abgefunden waren. Selbst die Offiziere entblödeten sich nicht, ihre Vorräte feilzubieten, und der Kommandant Laurinet hatte einen förmlichen Viktualienhandel eingerichtet.

Frank empfand bei diesem Treiben jetzt einen tiefen Jügrimm. Das mußte ihm zur Ehre nachgesagt werden, daß bei ihm eine vollständige Sinnesänderung eingetreten war. Der beste Beweis bestand ja darin, daß er es verschmäht hatte, selber einen derartigen Handel zu eröffnen, wobei ihm bei seinen früheren Beziehungen zu den Franzosen jedenfalls Gelegenheit genug geboten war. Aber er wollte davon nichts mehr wissen. Er empfand es schon aufs schmerzlichste, daß die Blicke vieler Vorübergehender auf ihm, dem „Franzosenfreunde“, mit Groll, wenn nicht Verachtung, ruhten.

Aber in e i n e m Augenpaar leuchtete es seltsam auf, als es sich auf die Frank'schen Eheleute richtete, die nun so glücklich Arm in Arm dahingingen, ihr Söhnchen zur Seite. Das waren die Augen des Monsieur Rabot, die doch so zornig funkeln konnten und nun einen milden Glanz annahmen. Freute sich der alte Franzose, der es mit Frau Julianen so herzlich gut meinte, über die Ausöhnung der beiden Gatten? Er ließ es mit einem stummen Gruß bewenden und tauchte bald wieder in dem Menschengewühl unter.

Als die Eheleute in der zunehmenden Dämmerung wieder zu Hause angelangt waren, wurden die eisernen Ringe nochmals hervorgeholt und besehen. Frau Juliane steckte den einen Ring an ihren Finger und wollte dann ein Gleiches bei ihrem Gatten tun. Aber der weigerte sich, den Ring entgegenzunehmen.

„Ich verdiene ihn nicht“, sagte er leise und wehrte mit beiden Händen das Beginnen seiner Frau ab. „Nein, nein, ich verdiene ihn nicht!“

„Wenn ich es aber will!“ sagte Frau Juliane und versuchte zu lächeln. „Sieh, mit diesen Ringen werden wir gleichsam noch einmal getraut und schwören uns von neuem Liebe und Treue zu. Ja, getraute Treu, die ist doch am besten, nicht wahr?“

Und Herr Frank ließ sich den eisernen Reifen an seinen Finger stecken und drückte mit vor Rührung bebenden Lippen einen Kuß auf die Hand seiner Gattin.



Wie die Spielente in der zunehmenden Dämme-
rung wieder zu Hause angelangt waren, wurden die
eisernen Ringe nochmals hervorgeholt und beiseite
Frau Juliana heftete den einen Ring an ihren Finger
und wollte kaum ein Geräusch bei ihrem Gatten tun,
Aber der weigerte sich, den Ring entgegenzunehmen.
„Ich verzeue ihn nicht“, sagte er stille und
wehrt mit beiden Händen das Braunen seiner
Frau ab. „Wahr sein, ich verzeue ihn nicht!“
„Wahr ich es aber nicht!“ sagte Frau Juliana
und verfuhr mit dem einen Ring.
werden
geboten
getraute
Lach
in seiner
nung be-
Gatten.



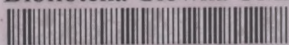
Biblioteka Główna UMK



300047407797

Nordostdeutsche

Biblioteka Główna UMK



300047407797

**Reisehandbücher und Fremdenführer mit
 Illustrationen, Karten und farbigen Plänen.**

- | | | |
|---------|---|--------|
| Nr. 1. | Zoppot von E. Püttner. 2. Auflage. 8°. (60 S.) | 1,— |
| | Plan von Zoppot, farbig, mit alphabetischem Straßenverzeichnis und Kartennetz. | —,30 |
| Nr. 2a. | Westpreussen von E. Püttner. | 1,— |
| Nr. 2b. | Danzig. | —,50 |
| Nr. 2c. | Danzig , kleiner Automatenführer der Verkehrszentrale. | —,10 |
| | Großer Plan von Danzig in 4 Farben. Größe 55×68 cm. | 1,50 |
| | Großer Plan von Danzig und den Vororten. | 1,— |
| | Kleiner Plan von Danzig, dreifarbig, mit alphabet. Straßenverzeichnis und Kartennetz. | —,30 |
| | Plan von Langfuhr und den Vororten. | —,30 |
| Nr. 3. | Elbing von Prof. Dr. Robert Dorr. | —,60 |
| Nr. 4. | Königsberg von Ferdinand Falkson. 8°. (75 S.) | 1,— |
| Nr. 5. | Samländischer Ostseestrand von Ferd. Falkson. 8°. (32 S.) | —,80 |
| Nr. 6. | Das kurische Haff von Dr. W. Sommer. 8°. (36 S.) | —,75 |
| Nr. 7. | Marienburg von Wilhelm Schwandt. 1905. | 1,— |
| Nr. 8. | Jäschkental und der Johannisberg bei Danzig von E. Püttner. 8°. | —,25 |
| Nr. 9. | Hela von H. Mankowski. | 1,— |
| Nr. 10. | Die Rominter Heide von Dr. K. Ed. Schmidt. 1898. 8°. (31 S.) | —,80 |
| Nr. 11. | Cadinen von Prof. Dr. Robert Dorr. 1900. (60 S.) | 1,— |
| Nr. 12. | Karthaus und die Kassubische Schweiz von Wilhelm Schwandt. | 1,— |
| Nr. 13. | Thorn von R. Uebrick. | 1,20 |
| Nr. 14. | Oliva , Luftkurort, von E. Püttner. | —,80 |
| Nr. 15. | Ermland von H. Mankowski. | 1,— |
| | Touristenkarte von Karthaus und der Kassubischen Schweiz. | à —,50 |
| | Blatt I. Karthaus und Mirchau. | |
| | Blatt II. Turmberg und Ostritz. | |
| | Waldkarte vom Luftkurorte Oliva und Seebade Zoppot. | —,50 |
| | Waldkarte von Sagorsch, Gnewan, Neustadt von Förster Müller. Farbig, mit Inhaltsverzeichnis und Wegweiser. | |